Das Blumenmädchen.

Roman

aus der Zeit der ersten französischen Revolution

von

Fr. Rob. Renner.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1852.

Das Blumenmädchen.

Erster Band.

Einleitung.

Nur wenig Monate, bevor die Könige von Frankreich in Ludwig XVI. endeten, lagen zwischen der Verhaftung und Hinrichtung dieses Königs, und diese Zeit ist es, in welcher unsere Geschichte spielt. Oft wird daher der geneigte Leser in die tiefsten und verworfensten Schichten der Menschheit eingeführt werden, das Laster in seiner ganzen Nacktheit sehen, die verrufensten Spelunken besuchen müssen, doch auch Züge von Edelmuth, Aufopferung und Dankbarkeit werden in diesem Treiben die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen.

Ganz Frankreich, nicht nur Paris, sah der Zukunft mit Hoffen, Angst, Freude und Betrübniß entgegen, jede Parthei mit andern Gefühlen, und diejenigen, welche gar keiner Parthei angehörten, die Hefe des Volkes nämlich, warteten mit Freuden des

Augenblicks, wo losgeschlagen werden sollte, aber nicht um die bessern Partheien der Revolution zu unterstützen, sondern um zu stehlen und zu plündern. Diese Classe bestand aus entlassenen Züchtlingen, Galeerensträflingen, welche der Pöbel beim ersten Zeichen der Revolution ihrer Ketten entledigte, aus Verbrechern, welche früher mit der größten Vorsicht die Augen der Polizei mieden und der Menschheit nur durch nächtliche Einbrüche und Diebstähle Beweise von ihrem Dasein gaben.

Diese Classe wagte jetzt sich offen und frei zu zeigen und war wohl auch im Stande, den mehr oder weniger Besitzenden Furcht und Schrecken einzuflößen, denn auch sie trugen das Zeichen der Umsturzpartheiz und beim Anblick solcher Gesichter, auf welchen ganz deutlich alle Verbrechen zu lesen waren, durfte man keinen Augenblick im Zweifel sein, daß diese gewiß einen radicalen Umsturz beabsichtigten.

Die verschiedenen Partheien, obgleich sich bekämpfend, stimmten dennoch darin überein, über das Eigenthum zu wachen, und es wurde von den Anführern aller Partheien Alles aufgeboten, Ordnung in Paris zu erhalten, und wer von den freundlichen Lesern würde z. B. die Gironde des Diebstahls fähig

halten, die Gironde, welche die edelsten Männer, die hervorragendsten Geister Frankreichs in sich vereinte. Hätten diese die Revolution nach ihren Maximen beenden können, so dürfte gewiß die edelste Form daraus hervorgegangen sein, denn diese wollten eine ideale Republik gründen; doch ihre Pläne entbehrten aller Praxis.

Sehr natürlich war es daher, daß die Parthei der Jacobiner immer mehr und mehr Anhänger sich erwarb und bald überwiegend gegen die Girondisten auftrat; doch alle Partheien wurden von der Parthei des Berges, bestehend aus der äußersten Linken, überflügelt, an deren Spitze der gefürchtete Robespierre, der beredte Danton und der verabscheuungswürdige Marat standen.

Alle diese Partheien standen dem Königshause feindlich gegenüber, und dennoch wäre vielleicht der Fall des französischen Königthums noch lange verzögert worden, wenn Ludwig XVI. nur einmal sich als Mann gezeigt hätte, doch ewig schwankend beeilte er selbst seinen Sturz durch seine Inconsequenz, sich bald der einen, bald der andern Parthei vertrauend, um es mit keiner verderben zu wollen. Auch war die Königin, stolz auf ihr Kaisergeschlecht, dem sie ent-

sprossen, nicht willens, mit den Anführern der Räuber, wie sie sich in unüberlegtem Stolze ausgedrückt, zu unterhandeln; trotzdem war die Königin gut, edel, mildthätig, unterstützte Kunst und Wissenschaft; nur ein Fehler war es, welcher ihr die Größe der Gefahr nicht ahnen ließ, in welcher sie schwebte, ihr Ahnenstolz. Sie glaubte sich unantastbar, doch eine entfesselte Nation, feurig, wie die Franzosen, wird die Scheu selbst vor dem Heiligsten verlieren, wenn es gilt, ihre wahren oder auch nur vorgeblichen Rechte zu vertheidigen, leider sah die Königin ihre Verblendung zu spät ein, denn auch sie ereilte dasselbe Schicksal, welches ihren Gemahl von ihrer Seite riß, auch sie endete auf der Guillotine, sie, eine östreichische Kaiserstochter.

Durch unvorsichtig gethane Aeußerungen zog sich die Königin den Haß der Nation zu, welchen natürlich die Feinde des Königshauses zu lodernden Flammen anbließen und die östreichische Prinzessin als Feindin des Vaterlandes, als Verrätherin dem Volke nur noch mehr gehässig machten. Aber aller dieser Machinationen zum Trotz, gab es auch Freunde der Königin, Freunde im Volke, nicht an den Stufen des Thrones; doch diese waren zu schwach, der

Königin Hülfe zu gewähren, nur für der Königin Wohl zu beten vermochten sie. Manches Gebet aus tiefstem Herzen stieg empor zum König der Könige für gnädige Wendung des Geschickes der unglücklichen Königin, manche Thräne floß dem Königshause im stillen Kämmerlein, denn wehe dem Unglücklichen, welcher sich so weit vergaß, das von Gefahr bedrohte Königspaar zu beklagen, sein Mitgefühl war hinreichende Ursache zum eignen Todesurtheil, denn die Verrätherei lauerte überall, um jedes übereilte Wort einem Gericht anzuzeigen, welches nur zu leicht bereit war, auf Grund böswilliger Denunciationen dem Unglücklichen eine Klage anzuhängen, welche gewöhnlich für den Beklagten mit einem Todesurtheil endete. —

Daß durch ein solches Verfahren der Rachsucht alle Thore geöffnet waren, liegt klar am Tage, und mancher wahre Freund des Vaterlandes fiel der falschen Denunciation eines Buben zum Opfer, aber auch wahre Seelengröße gab sich in den erhabensten Zügen kund, und gerade war es das Volk, welches durch edle Züge die Niederträchtigkeiten einzelner Individuen verwischte.

Wir beeilen uns, den Leser jetzt selbst in das aufgeregte Paris einzuführen und ihm die Beurtheilung der wechselnden Begebnisse zu überlassen.

Eine Tabagie des Boulevards.

Das Leben und Treiben des Pariser Volkes spricht sich am deutlichsten in seinen Tabagien aus, denn der Pariser gibt sich ohne Schminke in passender und gleichgestimmter Gesellschaft, der Franzose galant und höflich, kennt dennoch nicht so viele Rücksichten, als der Deutsche, und ist daher auch leichter zu durchschauen als jede andere Nation. Doch um den Franzosen kennen zu lernen, muß man ihm auch nur unter geistig verwandter Gesellschaft aufsuchen; wir kommen allerdings zu gleichgestimmten Seelen, während wir in die Schenke auf dem Boulevard eintreten, doch lernen wir das Volk nicht von der vortheilhaftesten Seite durch diesen Eintritt kennen, sowie auch überhaupt das ganze Entree nicht geeignet ist, einen günstigen Eindruck auf den die Tabagie zum ersten Mal Besuchenden auszuüben.

Unsere Schenke liegt nordostwärts und zeichnet sich durch ein dunkles, verräuchertes Ansehen von den übrigen ebenfalls nicht anständig aussehenden Häusern ganz besonders aus, die niedern Fenster geben dem Hause ein beinahe unheimliches Aeußere und die Fensterscheiben scheinen sich auch schon lange nach Reinigung zu sehnen.

Tritt man vollends ein, so harmonirt die innere Einrichtung ganz mit dem Aeußern, denn die vorhandenen Meubles, plump und unmodisch, zeugen durch eben so plumpe Ausbesserung, daß dieselben schon manches Decennium ihre Schuldigkeit verrichtet haben, doch jetzt wollten selbst die stammhaften und kunstlosen Ausbesserungen an Tischen und Stühlen dieselben nicht mehr recht zusammenhalten.

Von welcher Farbe die Wände waren, ließ sich selbst bei genauer Untersuchung nicht sagen, da über der Farbe eine so starke Decke von Rauch und Schmutz lag, daß es dem geübtesten Auge nicht gelungen wäre, die ursprüngliche Farbe zu bestimmen.

Die Wirthin selbst war nicht mehr einladend als ihre Wirthsstube, denn auf dem gelben Gesicht ließen sich durch die verschwenderisch aufgelegte Schminke die Runzeln nicht verbergen, welche ein ziemlich sech-

zigjähriges und sehr bewegtes Leben hervorgebracht, die Augen, welche früher einmal schön zu nennen gewesen sein mußten, umgaben bläuliche Ränder, die Winkel waren roth und wässerig und paßten ganz und gar zum Gesicht dieser alten Kokette, welche noch immer mit den jungen Leuten, welche in ihrem Local ein- und ausgingen, liebäugelte. Ihr einst schwarzes Haar ließ ihr Alter nicht verkennen, denn die weißen Haare nahmen so überhand, daß ihr früheres Mittel, dieselben auszurotten, nicht mehr anzuwenden war, weil sie sonst bald ohne diesen Kopfschmuck hätte umherlaufen müssen.

Auch ihr Anzug war mit Koketterie gewählt, derselbe bestand aus einem etwas verschossenen grünen Kleide, welches, sehr weit ausgeschnitten, mit einem durchsichtigen Stoff oben versehen, der die Stelle des Busens keusch verhüllen sollte, ein Paar kurze Pauschärmel ließen ein Paar dürre, welke Arme sehen; doch alle diese Reize wurden übertroffen durch ihre über alle Begriffe lebhafte Zunge, denn von früh bis Abend stand, so zu sagen, ihr Mund nicht stille, und um dieser Leidenschaft zu fröhnen, hatte sie wahrscheinlich zu einem jungen Mediciner Zuflucht genommen, welcher ihr ein künstliches Gebiß einge-

setzt hatte, wofür er schon einige Monate bei Madame Léon speiste.

Der Garçon, von dem man nicht recht wußte, ob er nur Garçon oder der Sohn der Madame Léon war, stand dieser würdig zur Seite, sein gewöhnlicher Anzug verlieh ihm den Ausdruck des Originellen, er bestand stets aus einem dunkelblauen Frack mit großen Messingknöpfen und decorirt mit vielen Sauceflecken, wodurch er lebhaft an eine Landkarte von Deutschland erinnerte, ferner aus einer Kniehose von Nankin, einem weißen, aber selten reinen Gilet, grauen Strümpfen und schwarzen Pantoffeln, welche er immer mit großem Geräusch bei jedem Gange klappernd nachschleppte. Auch besaß der Frack eine ziemlich bogenförmige Ausschmückung oberhalb der rechten Schulter, welche nach der Aussage tüchtiger Naturforscher von einem Höcker herrühren sollte.

Trotz dieses nicht einladenden Innern und Aeußern dieser Tabagie war dieselbe dennoch die besuchteste, man speiste daselbst gut und billig, und wer weniger auf das Decorum und die sehr gemischte Gesellschaft gab, ging bei Madame Léon aus und ein. Uebrigens verlief sich nur selten ein Fremder

in diese Herberge des mittlern Proletariats und die Gäste waren Tag für Tag dieselben, bildeten aber auch hier schroff geschiedene Partheien, doch zählte die äußerste Linke die meisten Anhänger, weil die Mehrzahl der Gesellschaft aus Leuten bestand, welche nur durch einen Umsturz gewinnen konnten und Ruhe und Ordnung ihnen verhaßt sein mußte, weil durch diese ihre Existenz gefährdet ward, da die meisten der dort Verkehrenden selten auf freundlichem Fuße mit den Dienern des Gesetzes standen.

Doch warum erst Einleitungen, treten wir ein in das Asyl der von den Handhabern der Gesetze Verkannten.

Es ist ein unfreundlicher Abend des Spätsommers 1792 und darin die Ursache zu suchen, daß die kleine Stube unserer Schenke auf dem Boulevard schon stark besetzt war, denn an sämmtlichen Tischen saßen drei und vier Gäste, so daß man annehmen konnte, der größte Theil der Gesellschaft sei vorhanden. Werfen wir daher einen Blick auf die Anwesenden, um dieselben etwas näher kennen zu lernen; die politischen Ansichten der Leute werden dem freundlichen Leser auch bald über die Parthei, welcher jeder Tisch angehörte, aufklären.

Der Ausdruck, welcher Parthei ein Tisch angehört, scheint vielleicht barock und dennoch ist er ganz bezeichnend, da die verschiedenen Tische stets nur von denselben Gästen besetzt wurden und jede Abtheilung einer der vielen gebildeten Partheien Frankreichs angehörte; daß natürlich die gemäßigte Parthei hier nur schwach vertreten war, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Obwohl das Gespräch der Anwesenden oft sehr laut wurde und dasselbe sich nur um Politik drehte, so belästigte dennoch keine Parthei die andere, selbst in streitigen Fällen erlaubte sich nur dann eine andere Parthei einen Ausspruch, wenn die streitenden Theile sich selbst einer Entscheidung unterwarfen. Oftmals machte sogar Madame Léon die Richterin und ließ ihre heißere Stimme erklingen, um einer Pythia gleich den entscheidenden Ausspruch zu thun, dem sich in der Regel die Streitenden unterwarfen, da sie in der koketten Wirthin mit französischer Galanterie das schöne Geschlecht (?) ehrten. —

Am Tische, zunächst dem Buffet, wenn man einen zweithürigen Schrank mit einigen Fächern und Kästen so nennen darf, saßen fünf Personen, diese bildeten die Crême dieser Gesellschaft und bestand

aus drei Winkeladvocaten, einem ehemaligen Schulmeister und einem einst sehr reichen Kaufmann, welcher aber durch die gröbste Verschwendung bald den Ruin seiner glänzenden Verhältnisse herbei führte, dann seinen Verwandten zur Last fiel und endlich von diesen so zu sagen um einen monatlichen bestimmten Zuschuß losgekauft wurde, von welcher Beisteuer seiner Verwandten er lebte und in dieser Gesellschaft schon ein bedeutendes Wort führte, da er immer das meiste Geld besaß und oftmals einen oder den andern der Gesellschaft frei hielt. Dieser war übrigens noch der tugendsamste Bürger, da er nur über Politik raisonnirte, den König auch mitunter absetzte, doch nicht zum Aufwiegler und Aufhetzer wurde.

Der Schulmeister war gefährlicher, denn diesem stand eine tüchtige wissenschaftliche Bildung zur Seite, welche er aber nur zu den schlechtesten Zwecken benutzte. Er diente allen Partheien, d. h. nur für Geld, jetzt gehörte er der äußersten Linken an, weil diese ihm das beste Gebot gethan hatte, er ließ stets wissen, daß diese oder jene Parthei ihm Anträge gemacht habe, damit er von der Parthei, welche zuletzt bot, das höchste Gebot erzielte. Er war die personificirte Verkäuflichkeit.

Noch sitzen die drei Advocaten am Tisch, diese waren die Hefe der heiligen Justitia, in den verrufensten Spelunken konnte man sie antreffen, die Processe der niederträchtigsten Art nahmen sie an, Spitzbuben, Räuber, Mörder, öffentliche Dirnen, gewissenlose Mütter u. s. w. waren ihre Clienten; daß ihre Praxis eine bedeutende, läßt die Masse des verworfensten Pariser Pöbels annehmen. Daß an diesem Tische fast mehr als die äußerste Linke vertreten war, bewies hinlänglich das Gespräch, denn nur in den niedrigsten Ausdrücken ward von der Königlichen Familie gesprochen, die Nationalversammlung geschmäht, denn diese bestand der Ansicht dieser Gesellschaft nach nur aus Royalisten, ihre Nachgiebigkeit mußte die Nation ins Verderben führen, man müsse die Versammlung auseinander treiben, der König müsse entsagen oder sterben, die Königin, eine Feindin der Nation, müsse unbedingt der Guillotine verfallen, denn nur auf diese Weise könne Frankreichs Glück gegründet werden. Diese und ähnliche Gespräche ließen den Geist ahnen, der diese Gesellschaft beseelte.

Neben diesem gefährlichen Gerichtshof hatte die Journalistik ihren Platz aufgeschlagen. Die schmutzigsten Pamphlets gingen von hier aus, da kein Blatt

in Paris existirte, welches derartige Erzeugnisse aufgenommen hätte. Diese Gesellschaft bestand aus Leuten, welche sich selbst Literaten nannten, von deren Dasein Paris aber nur selten eine Ahnung hatte, sie erhielten einige Verstärkung durch mehre liederliche Studenten, welche mitunter auch einiges Papier durch Aufsätze und Kritiken über Theater, Schauspiel und Opern gleichviel, vollschmierten, da wurde gelobt, getadelt, alles nach Gefallen und vorzüglich nach Persönlichkeit, öfters sogar gab Madame Léon den Stoff zu einer Kritik, denn war sie im Theater gewesen, so galt ihr Ausspruch so viel, um darnach eine bogenlange Recension zu schreiben. Daß durch solche Kritikaster die Kunst nicht gewinnen konnte, ist sonnenklar; dennoch galt aber der Ausspruch dieser Literaten in ihrer Gesellschaft Alles, wehe, wer anderer Ansicht gewesen, dem wurde so lange zugesetzt, bis er die Ueberzeugung von der allein richtigen Ansicht gewonnen, das heißt, von der Ansicht, welcher die Gesellschaft huldigte.

Zunächst dem Tisch, an welchem die Heroen der französischen Literatur, denn für solche hielten sich in ihrer Bescheidenheit dieselben, saßen, füllte sich ein anderer Tisch mit Leuten von solch einem zarten Al-

ter, die meisten von ihnen kaum über das funfzehnte Lebensjahr, daß der zufällig eintretende Fremde gewiß zu der Frage veranlaßt worden wäre, wie diese Kinder unter solche Gesellschaft kämen; doch diese Frage wird erledigt, wenn die Antwort gegeben wird, daß dies Schüler der verschiedenen Collegien von Paris seien und diese sich in dieser entlegenen Schenke als Studenten gerirten. Die vorhandenen verdorbenen Studenten und Literaten ließen es sich angelegen sein, diese jungen Leute heranzubilden; was für Früchte unter solcher Leitung zu erwarten waren, läßt sich nur denken, nicht beschreiben.

Der einzige noch übrige Tisch sollte die gemäßigte Parthei vertreten, doch neigte sich diese Gesellschaft schon mehr zur äußern Linken und bestand fast nur aus jungen Künstlern, wovon einige sogar zu großen Erwartungen berechtigten. Allerdings durfte man von diesen jungen Leuten mehr Anhänglichkeit an das Königshaus erwarten, doch der loyale Sinn derselben war untergegangen in dem Strudel der allgemeinen Aufregung, ihr guter Sinn untergraben worden in diesem Pfuhl der Nichtswürdigkeit. Warum aber, so ist die natürlichste Frage, sollten diese mehr Anhänglichkeit an das Königthum beweisen? Warum?

Weil die Mehrzahl von ihnen nur durch des Königs und der Königin Gnade zu Künstlern herangebildet worden, und weil sie Alles, was sie gelernt, nur dem Königshause verdankten. Dennoch hatte die Mehrzahl sich losgesagt von den Pflichten der Dankbarkeit und, durch Sophismen des hier in diesem Schlupfwinkel sich aufhaltenden Gerichtshofes und der hier residirenden Heroen der Literatur Frankreichs verleitet, sich mehr und mehr der Umsturzparthei zugeneigt.

Jede der verschiedenen hier gebildeten Partheien konnte ihre Vertreter aufweisen, und das Gespräch drehte sich bereits lebhaft um Politik, als das ziemlich laute Gespräch durch einen nie gesehenen Gast unterbrochen wurde. Dieser Gast war eine Frau in den mittlern Jahren, im einfachen schwarzen Anzuge; als sie die Thür des Zimmers geöffnet hatte und Aller Augen sich auf die Eintretende richteten, blieb sie in sichtbarer Verlegenheit stehen, sich überlegend, ob sie umkehren oder eintreten sollte. Madame Léon, welche der Fremden Verlegenheit bemerkte, eilte dieser entgegen und mit einer nur ihr eigenen Verbeugung bat sie die Fremde einzutreten.

Die Fremde trat auf diese Einladung auch zögernd ein und nach einem vorsichtigen Blick auf die Anwesenden nahm sie an dem der Thür am nächsten stehenden Tische, woran die Künstler saßen, Platz. Diese rückten sogleich zusammen, um der Fremden einen bequemen Sitz einzuräumen, der Garçon eilte so schnell, als seine Pantoffeln es erlauben wollten, herbei, die Fremde zu bedienen.

„Madame wünschen?"

Die Fremde erwiderte in einiger Verlegenheit: „Ich bitte um ein Glas Wein und etwas Brod."

Der Garçon verneigte sich tief und wand sich gleich einer Schlange zwischen Tischen und Stühlen hindurch, nach dem Buffet. Während dieser Zeit haben wir Gelegenheit, die Fremde etwas näher ins Auge zu fassen, da sie den Hut ablegte und ihr Gesicht jetzt frei zu sehen war. Sie stand, wie schon bemerkt, in den mittlern Jahren, doch konnte man sie leicht für älter halten, da ihr Gesicht, Kummer und Sorge in den Zügen, den unaufmerksamen, oberflächlichen Beobachter leicht irre führen konnte, denn obgleich kaum vierzig Jahre, schien sie durch ihr kummervolles, leidendes Gesicht den funfziger Jahren näher zu stehen. Die Züge ihres Gesichtes waren edel

und der Gram, der darauf in deutlichen Zügen stand, gab dem Antlitz der Fremden etwas Einnehmendes; mehr ließ sich jedoch nicht über die Fremde sagen, da sie stumm am Tisch saß und kaum aufzusehen wagte.

Nach kurzer Zeit brachte der Garçon der Fremden das Verlangte und die Fremde bediente sich der einfachen Erfrischung, da sie derselben sehr benöthigt schien. Das Gespräch der Maler, so wie der andern Gäste war durch den Eintritt der Fremden gestört, doch ließen sich dieselben nicht beirren, sondern nahmen den Faden ihres frühern Gesprächs wieder auf und schimpften weidlich über das Königshaus. War die Fremde schon früher verlegen, so wurde sie es jetzt noch mehr, denn sie fürchtete jeden Augenblick, daß man ihre loyalen Gesinnungen in ihrem Gesicht lesen müßte, ihre Angst war groß, da sie sich ganz allein in Mitten dieser wilden Umsturzmänner befand.

Gern hätte sich die Fremde entfernt, doch fürchtete sie, dadurch die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich zu ziehen, obgleich ihre Angst von Minute zu Minute stieg, besonders als sogar Madame Léon mit ihrer heisern Stimme das Wort nahm: „Es

versteht sich von selbst, daß alle Feinde des Landes vertilgt werden müssen; die Königin ist eine Oestreicherin, eine Ausländerin, eine Feindin der Franzosen, sie hat nur Unheil über unser schönes Land gebracht, die Freiheit will sie unterdrücken, sie steht in geheimem Briefwechsel mit den Feinden des Vaterlandes, die Guillotine für Antoinette!"

Ein donnerndes Beifallsgeschrei lohnte die unweibliche Sprecherin, welche in den Jubel mit einstimmte, ein Glas ergriff und mit den Gästen auf Frankreichs Wohl trank. Der Fremden ward noch unheimlicher in dieser Umgebung, und hätten die Republikaner mehr auf dieselbe geachtet, so mußte deren Gesicht verrathen, was in ihrem Innern vorging; doch die Retter des Vaterlandes hatten nur Augen und Ohren für Frankreichs Umgestaltung.

Diese tumultuarische Scene erhielt durch einen neuen Gast auch eine neue Störung, denn der Eintretende war die unmittelbare Ursache, daß der Tumult sich legte. Der Eingetretene, ein junger, schlanker Mann, noch in den höhern Jünglingsjahren, von edler, feiner Gesichtsbildung, mit feinem, sanft gebräuntem Teint, üppigem, schwarzem Haar, welches in Locken seinen starken Nacken umwallte, schien dem

äußern Wesen nach der Gesellschaft nicht anzugehören, obgleich er von allen Anwesenden gleich einem alten Bekannten begrüßt wurde.

„Guten Abend, Albert! Willkommen, Bürger Albert!" so tönte es dem neuen Gast entgegen, den man seiner Kleidung nach auf den ersten Blick für einen Künstler halten mußte; er war bekleidet mit einer dunkelgrünen Blouse, welche nicht ganz das schöne Ebenmaaß seines kräftigen Körpers erkennen ließ, leichten Pantalons, ein feines weißes Hemd mit übergeschlagenem Kragen bedeckte Hals und Brust nicht vollkommen, ein kleines, seidenes Tuch war nachlässig um den Hals geknüpft, in der Hand hielt er eine kirschrothe Sammetmütze. Er ließ sich nach der ersten Begrüßung am Tisch der Künstler neben der Fremden, mit Anstand sich gegen dieselbe verbeugend, nieder, sogleich ward ihm ein volles Glas geboten, während der ganze Tisch durcheinander schrie: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik! Nieder mit den Tyrannen! Ludwig und Antoinette sterben!"

Albert, denn so hieß der junge Mann, ergriff das Glas und hob es ruhig empor mit den Wor-

ten: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik! trank das Glas leer und setzte es nieder.

„Hinaus mit ihm! Nieder mit ihm! erscholl es von den andern Tischen, da Albert den frühern Toast nicht ganz ausbrachte; Albert sah sich ruhig nach den Schreiern um, welche nach und nach verstummten, doch auch Alberts Freunde, die Künstler selbst, zogen sich von dem Tische, den sie einnahmen, nach und nach zurück, bald war Albert mit der Fremden am Tische allein.

Die Fremde sah den jungen Mann mit freundlichem Blick an, welcher von Albert verstanden wurde, er hatte eine gleichgestimmte Seele in dieser wilden Gesellschaft gefunden. Albert setzte sich der Fremden näher und ergriff das Wort: „Madame, es thut mir unendlich leid, daß durch meinen Eintritt auch Unfriede eingetreten und ich die Ursache bin, daß die Gesellschaft meiner Collegen Ihnen entzogen ward. Aber es ist gegen meine Grundsätze, undankbar mich gegen meine Wohlthäter zu zeigen. König Ludwig ist mein Wohlthäter, mein Vater, er hat mich gerettet, denn schon war ich dem Laster, der Sünde verfallen und aus dem Kinde wäre ein Verbrecher geworden, hätte der König sich nicht mei-

ner angenommen. Durch Ludwigs Gnade wurde ich einer bessern Bahn zugeführt, die Pforten der Kunst wurden mir geöffnet, dem Leben ward ich zurückgegeben."

Wir werden beobachtet, mein Herr," unterbrach leise die Fremde Alberts Begeisterung, „mäßigen Sie sich, steigern Sie meine Angst nicht noch mehr, bringen Sie mich nicht diesen Leuten gegenüber in den Verdacht einer Royalistin, ich bitte, ich beschwöre Sie, werden Sie gelassen, damit ich ohne Aufsehen diesen Ort verlassen kann."

„Befürchten Sie nichts, Madame, ich kenne diese Gesellschaft," entgegnete Albert sehr ruhig, „obgleich ich nur allein ein Vertheidiger des Königshauses bin, so fürchte ich mich dennoch vor diesen Schreiern nicht, sie haben Ursache, das Recht zu fürchten, darum wollen sie es untergraben. Einige dieser Gesellschaft haben sogar die Gnade des Königs so tief empfunden, wie ich, und dennoch sind diese Undankbaren es, welche nach des Königs Tode verlangen. Wenn aber die von ihnen angefachte Gluth zur Flamme auflodert, wird sie zuerst die Schuldigen erfassen, die Mehrzahl der Anwesenden wird ihrer Inconsequenz zum Opfer fallen, denn selbst die Füh-

rer der Revolution kennen diese unzuverlässigen und gefährlichen Achselträger alle."

„Monsieur Albert!" schrie mit entsetzlicher Stimme Madame Léon in der unmittelbarsten Nähe der beiden Königsfreunde, da sie Alberts letzte Rede vernommen hatte, „so außerordentlich ist Ihre Freundschaft für das edle Königspaar, daß Sie am Ende sogar Ihre Freunde verrathen würden, das hätte ich nicht in Ihnen vermuthet. Hat die edle Königin, die Tochter der großen Maria Theresia, Ihnen vielleicht deutlichere Beweise ihrer Liebe zum französischen Volke gegeben, als uns, daß Sie ein so großer Verehrer des Königs und ein so feuriger Anbeter der edlen Königin sind?"

„Ein Verehrer des Königs? Ja, der bin ich und werde es bleiben," rief Albert in heiliger Aufwallung seines Dankgefühles, „Ludwig XVI. ist mein Wohlthäter, dies Glas seinem Wohle!" Bei diesen Worten nahm er sein Glas und trank es aus, sorglos umhersehend, den Lärm nicht beachtend, der sich erhob, die Lästerungen nicht hörend, die ihm galten.

Die Aufregung, welche Albert durch sein Benehmen hervorgebracht hatte, schien sich diesmal nicht

so ruhig verziehen zu wollen, als das erste Mal. Man drängte auf Albert ein, forderte von allen Seiten ihn zum Widerruf auf, doch Albert stand ruhig und heiter, den festen Blick auf seine zahlreichen Gegner gerichtet, welche ihn immer mehr und mehr beengten. Plötzlich blickte Albert suchend umher, sein Suchen galt der Fremden, sie war im Gedränge der Gefahr enteilt, jetzt hatte Albert keine Rücksichten mehr zu nehmen, auf die neue Aufforderung zum Widerruf ergriff er ein volles Glas und rief, dasselbe hoch empor hebend: „Es lebe Ludwig XVI., König der Franzosen!"

Da stürzte Alles auf Albert ein, doch dieser, seiner Kraft, seiner Gewandtheit vertrauend, widerstand dem wüthenden Angriffe und mancher seiner Gegner stürzte zu Boden, von Alberts kräftiger Faust getroffen. Doch wäre er am Ende doch der Masse unterlegen, wenn nicht der Garçon eilig, sogar ohne Pantoffeln, hereinstürzte, mit der Meldung: „Eine Patrouille!" Viele der Anwesenden hatten Ursache, eine nähere Bekanntschaft mit derselben nicht zu suchen, und in wenig Minuten saß die ganze Gesellschaft ruhig an ihren Plätzen. Albert blieb eben=

falls in Mitten seiner Feinde, trank noch ein Glas Wein und verließ vielleicht eine halbe Stunde später die Schenke auf dem Boulevard, ohne von seinen Gegnern noch einmal belästigt zu werden.

Die Einladungskarte.

Nach einer höchst ruhig verschwundenen Nacht, erhob sich Albert am andern Morgen gestärkt von seinem Lager und während er sich seinen Kaffee bereitete, benutzte er die freie Zeit, sich an der bunten herbstlichen goldenen Malerei zu ergötzen, welche die Natnr mit verschwenderischer Pracht den Gärten mitgetheilt, in welche Albert aus seinen Fenstern sehen konnte. Obschon er in einem dunkeln Seitengäßchen, welches nach der Seine führte, wohnte, obschon das Entree nicht einladend war, welches zu des jungen Malers Wohnung führte, so war dennoch die Aussicht, wenn man in der kleinen bescheidenen Wohnung im Hintergebäude des dunkeln Hauses in der noch dunklern Straße angelangt war, wahrhaft entzückend, sogar überraschend. Albert kannte auch seinen Reichthum, denn in Paris eine Wohnung für

wenig Geld zu bekommen und eine Aussicht zu haben, gehörte zu den Seltenheiten, Albert wußte es auch und hielt sein Zimmerchen für seinen Reichthum, konnte er doch mitten in der Stadt Bäume und Blumen in der schönsten Entwicklung sehen, ohne erst Stundenweit hinaus ins Freie laufen zu müssen.

Sein Frühstück, welches in einem Weißbrodt bestand, lag bereits auf dem Tische, denn die Wirthin Alberts war eine pünktliche Frau und ließ es nie an Ordnung in des Malers kleinem Hausstande fehlen. Er genoß jetzt bei offenen Fenstern seinen Kaffee, sein Brodtchen und dünkte sich selbst ein Fürst zu sein. Um etwas beim Frühstück zu thun, nahm er die Brieftasche aus der Brusttasche seiner Blouse, um einige Notizen darin nachzusehen, da entfiel ihm ein Blättchen Papier, er hob es auf und fand von unbekannter Hand eine Einladung darauf geschrieben, welche kaum zu lesen war und nur in Folge großer Eile so unleserlich geschrieben schien, da die Züge, zwar unverkennbar einer Frauenhand angehörend, dennoch schön zu nennen waren. Nichts als **F. R.** war unterzeichnet, der Ort des Rendezvous zwar genau angegeben: ein Häuschen im kleinen Wäldchen, welches an der Straße, die nach Orleans führt, sollte

das Ziel für Albert sein, ließ ihn aber nicht errathen, wer die holde Unbekannte sein könnte, welche so geheimnißvoll ihn zu einem Besuch einlud. Da fiel ihm sein gestriges Abenteuer ein, die Fremde, Niemand anders konnte die Schreiberin dieser Zeilen sein, und Albert gab sich das Versprechen, noch im Laufe des Vormittags seinen Besuch abzustatten.

Es konnte zehn Uhr des Morgens sein, als Albert bereits vor den Thoren der Hauptstadt Frankreichs froh und heiter seinen Weg nach dem bezeichneten Häuschen nahm. Der wirklich schöne Herbstmorgen stimmte ihn so froh, so freudig, er hätte laut aufjauchzen mögen vor Lust und Freude, die bald welkende Natur schien ihm heute doppelt schön; da fiel ihm sein Abenteuer von gestern ein und tiefe Trauer beschlich sein Gemüth, er konnte nicht wieder recht fröhlich sein, das schöne Auge des jungen Mannes verdüsterte sich, denn er gedachte der Ursache des Streites, er gedachte des Königs, er, ein Einzelner hatte viele Feinde des Königs besiegt, doch das Königshaus hatte zu viele Feinde, alle konnte er sie nicht besiegen, hätte er aber diesen Sieg mit seinem Leben erkaufen können, freudig hätte er es hingegeben.

„Ach, wie leicht könnte ein König die Liebe des Volkes erringen,“ sprach er, langsam weiter gehend, zu sich selbst, „wenn nur ein König wahre Freunde hätte, welche ihm das wahre Verhältniß einer Sache mittheilten, aber der König darf nicht mehr erfahren, als seine Umgebung für gut hält, ihm wissen zu lassen. Wüßte Ludwig den Stand der Dinge, wie ich, er würde vielleicht noch Abhülfe treffen können, doch so — ich fürchte Alles für meinen Wohlthäter.“

Das schöne Auge des Jünglings erglänzte feucht, da sich Thränen in dasselbe gestohlen hatten, aber er durfte sich derselben nicht schämen, denn es waren Thränen des Mitgefühls, Thränen der Dankbarkeit. Während Albert für sich monologisirte, hatte er das kleine Wäldchen erreicht, welches ihm sein Ziel noch versteckt hielt, er blieb stehen, nahm seine Karte noch einmal heraus und las dieselbe genau durch, er befand sich auf dem richtigen Wege. Albert ging nicht lange, so lichtete sich das Wäldchen und ein kleines, nettes Haus, umgeben von einem Gärtchen, welches mit Sorgfalt und Geschmack gepflegt und gehegt, stand vor ihm.

„Hier muß es sein,“ sprach Albert, und trat in

den Garten ein, welcher mit einem Zaun umgeben war; „ganz wie die Fremde ist der Garten, einfach, schön, einsam gelegen, weit vom nichtigen Treiben der andern fremden Menschen entfernt."

Albert hatte sich nicht getäuscht, er war am Ziele seiner vorgeschriebenen Wanderung, denn kaum eingetreten in das Gärtchen, erschien die Fremde an der Thür des Häuschens, ihn bewillkommnend: „Sein Sie mir herzlich willkommen, Herr Albert, es freut mich, daß Sie meine Bitte erfüllt haben, obschon ich daran zweifeln mußte, da ich nicht wußte, ob Sie meine Karte, welche ich Ihnen im Gedränge gestern Abend in die Seitentasche Ihrer Blouse steckte, finden würden, oder ob Sie dieselbe vielleicht gar verlieren oder unbeachtet bei Seite legen würden. Sie haben die Karte also gefunden und meinen Wunsch beachtet, nehmen Sie meinen herzlichen Dank dafür, doch einen Vorwurf habe ich Ihnen noch zu machen, nämlich den, daß Sie mir Ihr gestriges Versprechen, sich still und ruhig zu verhalten, nicht gehalten haben und mich dadurch in eine üble Situation brachten, dann aber auch eine große Sorge dadurch aufbürdeten, indem die Angst um Sie mich

bald umgebracht hat; doch Gott sei Dank, Sie sind der Gefahr, wie ich sehe, glücklich entronnen."

Noch hatte Albert nur eine Verbeugung gegen die Fremde machen können, welche sogleich ihm das Wort abschnitt durch ihre Anrede, und erst jetzt ergriff Albert dasselbe: „Es ist mir unendlich leid, daß ich Ihnen eine Sorge gemacht habe, aber Sie haben unnöthig sich geängstigt, denn diese Leute, welche den König schmähten, sind nur Schreier, und mehr als einmal habe ich ihnen bewiesen, daß meine Dankbarkeit größer ist, als ihr Toben und Schreien. — Auch gestern Abend war der Vorfall nichts weiter, als eine Zurechtweisung für einige der Schreier, welche mehr Eindruck gemacht hat, als die beste Rede. Bald war die Ruhe wieder hergestellt und ich bereute meine Heftigkeit, welche mich um das Vergnügen brachte, mich länger mit Ihnen unterhalten zu können. Desto freudiger überraschte mich heute Morgen Ihr Billet, welches ich beim Herausnehmen meiner Brieftasche fand, da es mir den Weg angab, Sie sprechen zu können, Sie um Verzeihung wegen meines gestrigen übereilten Benehmens zu bitten und Ihnen für die gehabte Besorgniß meiner Person wegen zu danken."

„Es wird Ihnen wenig an der Besorgniß einer armen unglücklichen Frau liegen, doch Ihr edles Benehmen, wie Sie, der Einzige gegen so viele, sich zum Vertheidiger eines Königs aufwarfen, den seine Nation verdammt, weil er ein schwacher König ist. Er ist Ihr Wohlthäter, und wer einen Wohlthäter so warm, so innig vertheidigt, muß ein edler, ein großer Mensch sein und ist der Besorgniß fühlender Herzen werth."

Madame, ich muß bitten, Sie legen zu großes Gewicht auf Kleinigkeiten, ich vertheidigte einen geschmähten Abwesenden, das ist Pflicht jedes rechtlichen Mannes. — Doch zu etwas Anderm: Sie, die Besitzerin dieses kleinen Paradieses, nennen sich eine arme, eine unglückliche Frau?"

„Wenn ich bitten darf, Herr Albert, so treten Sie erst ein, ehe wir weiter sprechen."

Albert folgte dieser Einladung und beide verschwanden in der Thür des kleinen Hauses. Als der Maler sich im Zimmer der ihm noch immer Unbekannten befand, nahm er natürlich Alles in Augenschein, wodurch er die Ueberzeugung gewann, daß Reichthum hier allerdings nicht herrschen könne. Das Zimmer klein und nur einfach meublirt, zeugte von

einer Ordnung und Reinlichkeit, welche der Besitzerin zum Ruhme gereichen mußte, und mit diesen genannten, lobenswerthen Eigenschaften einer Hausfrau vereinte sich ein guter Geschmack im Arrangement. Weiße Mousselin-Vorhänge und mit viel Geschmack gewählte Topfblumen verdeckten das Fenster und hielten das eindringende Sonnenlicht zurück, der Thür gegenüber hing über einem guterhaltenen Sofa ein mit grünem Flor dicht verhülltes Bild, welches Albert beim Eintritt wohl bemerkte, doch mit aller Mühe nicht im Stande war, die Umrisse desselben zu erkennen.

Madame Rénaut, so hieß nämlich die Fremde, bat Albert, Platz zu nehmen, und ließ sich dann selbst an dessen Seite auf dem Sofa nieder. „Hier sind wir ungestört, begann sie, kein Verräther lauert, wir können frei unsere Gesinnungen aussprechen, unsere Gedanken austauschen. Daß Sie ein Freund des Königs sind, habe ich gestern gesehen, dies veranlaßt mich, Ihnen zu gestehen, daß auch ich Anhängerin des Königthums bin, ich weiß freilich nicht zu behaupten, ob ich Royalistin wäre, wenn nicht der unglückliche Ludwig **XVI.** und dessen edle Gattin Antoinette den Thron einnähmen, doch jedes Un-

glück zieht mich mächtig an, und dieses Königspaar ist unglücklich, sei es aus Nichtkenntniß der gesellschaftlichen Zustände oder sei es aus Verblendung; ist das Letzte der Fall, so komme alles Unglück über die, welche den König und die Königin in dieser Verblendung erhalten. Doch wozu unnütze Worte, ich bin zu schwach, der Königlichen Familie zu helfen, ich glaube sogar, daß derselben überhaupt nicht mehr Hülfe geleistet werden kann, denn die Nation hat Ludwig XVI. und seine Gattin, die Tochter der größten Kaiserin, gerichtet. Da wir nicht helfen können, sondern uns nur selbst verderben würden, so erheischt es die Nothwendigkeit, vorsichtig zu sein und nicht gleich aufzuwallen, wie Sie, Herr Albert, sondern ruhig und unbekümmert seinen Weg zu gehen, seinen Gedanken tief im Innern verbergen und durch keinen Blick zu verrathen, daß man noch Gefühl besitzt, denn schon dies ist hinreichend für unsere Feinde, uns zu verderben. Aber ich komme immer wieder auf das unfruchtbare Feld der Politik und vergesse den Hauptzweck, weswegen ich Sie gebeten, mich in meiner entlegenen Wohnung zu besuchen, es ist der: uns mit einander bekannt zu machen. Ihre Gesinnungen sind die meinigen und Ih-

edles Benehmen von gestern giebt mir den Muth, mich Ihnen anzuvertrauen; doch erlauben Sie mir einige Fragen und beantworten Sie mir dieselben, wenn es nicht gar unschicklich von mir ist, Sie gleich mit Fragen zu belästigen. Doch," fügte sie lächelnd hinzu, „uns Frauen werden immer einige Fragen mehr nachgesehen, als den Männern."

„Seien Sie meiner Offenheit versichert hinsichtlich Ihrer Fragen," unterbrach Albert die unermüdliche Vertheidigerin des Königshauses, „was ich Ihnen darüber mittheilen kann, werde ich gern und willig thun, da auch Sie mein ganzes Vertrauen beim ersten Anblick sich erworben haben."

„Wodurch hat der König sich die Ansprüche auf eine so aufopfernde Dankbarkeit von Ihrer Seite erworben und eine zweite, weit dificilere Frage folgt der ersten: wie kommen Sie, ein so edler, junger und gebildeter Mann in die Gesellschaft jenes Auswurfs der menschlichen Gesellschaft? Aber ich bemerke Ihnen nochmals, können Sie diese Fragen mir nicht beantworten, ohne sich selbst unangenehme Erinnerungen zu erwecken, so verzichte ich gern auf die Beantwortung derselben, welche jedoch nicht durch Neugierde hervorgerufen worden sind, sondern Mit-

gefühl ist es, was mich treibt, diese Fragen an Sie zu richten, da ich aus Erfahrung weiß, daß der König nur dem wirklich Leidenden hilft, und ein Unglück muß Sie betroffen haben, welches groß genug war, die Güte Ludwigs XVI. in ihrem ganzen Umfange in Anspruch zu nehmen, da Ihre Dankbarkeit gewiß eben so groß ist."

„Wenn ich nicht fürchten darf, Ihre Geduld zu ermüden, so beantworte ich Ihnen Ihre erste Frage durch Erzählung meiner Lebensgeschichte, welche Sie über Alles aufklären wird. Ein kleines reizendes Dörfchen in der Normandie ist mein Geburtsort, mein Vater war Oeconom und hatte ein ziemlich bedeutendes Gut in Pacht, was uns reichlich ernährte und sogar meinem Vater manchen Sparpfennig zurücklegen ließ. Meine Mutter, die Tochter eines Kaufmanns aus einem nahegelegenen Städtchen, war meinem Vater als Gattin gefolgt, nicht aus Liebe, nein, wie ich später erfahren habe, nur aus Klugheit, da sie in ihrer Vaterstadt schwerlich einen Mann gefunden hätte, da sie daselbst eines sehr leichtsinnigen Lebenswandels beschuldigt ward. Mein Vater, durch ihre Schönheit und ihr einschmeichelndes Benehmen verblendet, machte ihr den Hei-

rathsantrag, den sie gern annahm, und zog mit meinem Vater in unser Dorf. Einige Zeit ging Alles gut und meine Geburt erhöhte meines Vaters Liebe zu meiner Mutter, doch bald änderte sich die Scene. Meine Mutter, an Zerstreuung gewöhnt, verfiel in ihren frühern Leichtsinn und mein Vater ward einst Zeuge eines Treubruchs meiner Mutter. War die Ehe meiner Eltern bis dahin eine glückliche zu nennen gewesen, so trat jetzt das Gegentheil ein, denn mein Vater, ein treuer, liebender Gatte, fühlte sich zu tief gekränkt, und seine Liebe verwandelte sich in Haß und Abscheu gegen meine Mutter. Die Rosentage waren vorüber und oftmals kam es zwischen Vater und Mutter zu Thätlichkeiten. Ich zählte damals beinahe vier Jahre und kann mich noch dunkel entsinnen, daß ich oftmals laut schrie und weinte, wenn mein Vater der Mutter zu nahe trat, doch die Eifersucht war einmal in meines Vaters Brust erwacht und aus der unschuldigsten Kleinigkeit zog er stets den schlimmsten Schluß. Dieses traurige Leben für meine Eltern dauerte nicht lange, denn eines Tages war Alles auf unserm Gute in Aufruhr, mein Vater war verschwunden, keine Spur leitete auf die Art und Weise seines Verschwindens,

allgemein nahm man an, er sei nach England geflohen, um seine Gattin los zu sein. Ich kümmerte mich wenig um diesen Vorfall, denn kaum fünf Jahre alt, tröstete ich mich bald über den Verlust des Vaters, da ich die Größe dieses Verlustes nicht begriff. — Auch meine Mutter tröstete sich, zumal mein Vater gar nichts von unserm Vermögen mitgenommen hatte und meine Mutter nun frei über dasselbe verfügen konnte. Jetzt ging ein fröhliches Leben an, welches aber nur einige Jahre dauerte, da meine Mutter, leichtsinnig genug, ohne alle Berechnung das Geld, welches mein Vater in ziemlich sechs Jahren gespart, in kaum vier Jahren vergeudete und mit jungen Männern verschwelgte. Als das Geld ziemlich zu Ende ging, wurde ein Gegenstand nach dem andern verkauft, so daß im fünften Jahre nach meines Vaters Verschwinden nichts unser Eigenthum war, als was wir, meine Mutter und ich auf dem Leibe trugen. Der neue Pächter, ein recht braver Mann, hatte oftmals meiner Mutter Vorstellungen gemacht, besser zu wirthschaften, doch umsonst; da er uns frei auf dem Gute wohnen ließ, so drohte er sogar meiner Mutter, uns aus dem Gute zu jagen; bei meiner Mutter halfen weder Bitten noch

Drohungen, endlich riß dem Pächter die Geduld und er verwirklichte seine Drohung: mit Schimpf und Schande wurden wir aus dem Gute gejagt, das einst meine Eltern verwaltet."

„Jetzt beginnt eine schwere Zeit," fuhr Albert nach einer kleinen Pause fort, „denn meine Mutter und ich waren obdachlos und mußten Gott danken, als uns Herr Duval aus Mitleid bei sich aufnahm. Dieser Duval war der Richter des Ortes und verband mit einem abstoßenden Aeußern den schlechtesten Charakter; daß er aus Mitleid uns aufgenommen, glaubte kein Mensch im ganzen Dorfe, denn er war geizig, aber offen sprach man sich dahin aus, daß er uns meiner Mutter wegen angenommen, welche noch eine sehr hübsche Frau zu nennen war, obschon die Jahre, sie zählte damals vielleicht dreißig, noch mehr aber die Leidenschaften Eindruck auf ihre Schönheit gemacht hatten. Auch besinne ich mich ganz deutlich, daß dieser Duval nach meines Vaters Verschwinden, öfters bei meiner Mutter aus und einging und so hatten die Leute nur zu sehr Recht, wenn sie des Richters Großmuth nicht dem Mitleid, sondern der Sinnenlust zuschrieben. Meine Mutter besorgte dem Richter die Wirthschaft und wurde von diesem auch

den Leuten nur als Wirthschafterin vorgestellt, obgleich sie dem Richter mehr war. Ich wuchs und gedieh von der Natur begünstigt ohne Zuthun meiner Mutter, welche sich gar wenig um mich kümmerte; der Richter, der mich so wenig leiden mochte, als ich ihn, nahm gar keine Notiz von mir, ja sogar ließ er mich oft Augenzeuge von Liebkosungen zwischen ihm und meiner Mutter sein, wodurch mein bis dahin noch unverdorbenes Gemüth zuerst der Sünde zugänglich ward. Daß ich nicht ganz dem Laster zum Opfer fiel, habe ich dem ehrwürdigen Schulmeister des Ortes zu danken, welcher sich meiner annahm und mich mehre Stunden wöchentlich privatim unterrichtete, mir dann auch gewöhnlich sehr ins Gewissen sprach, mich der Sünde fern zu halten. Des braven Mannes Worte fielen zwar nicht auf unfruchtbares Land, doch oft verfiel ich in jugendlichem Leichtsinn dem Laster und wäre wahrscheinlich untergegangen, wenn nicht ein Retter mir erschienen wäre."

„Ich ahne, wer Ihr Retter war," fiel Madame Rénaut freudig bewegt dem jungen Maler ins Wort, „es ist der wahrhaft königlich gesinnte Ludwig XVI."

„Sie haben es errathen; der König, auf einer Reise durch das Land begriffen, berührte auch mein

Geburtsdörfchen und um ihn würdig zu empfangen, wurden Ehrenpforten gebaut, Musik bereit gehalten, die Schuljugend von dem würdigen Lehrer angeführt zog ihm entgegen; auch ich befand mich in diesem Zuge und zwar ziemlich an der Spitze, da ich der Liebling des Lehrers und auch sein bester Schüler war, doch das Letztere ist wohl weniger mein Verdienst, als das des braven Lehrers, der unverdrossen und ohne die geringste Entschädigung sich meiner Ausbildung so eifrig unterzog. Endlich nach langem Warten erschien der König an der Spitze eines ziemlich zahlreichen Gefolges, der würdige Lehrer hielt eine kurze Rede an den König, worin er demselben den Ausdruck der guten Gesinnung der Normandie, so wie die Glückwünsche der Bewohner des kleinen Dörfchens darbrachte. Nach dieser Rede, welche Ludwig sehr freundlich aufnahm, sollte ich einige Worte an den König richten im Namen der französischen Jugend, doch da war es mit meiner Courage zu Ende. Schon während der Rede des Schullehrers hatte ich mich zurückgezogen, doch jetzt, als der Lehrer seine Rede geendet und ich beginnen sollte, war mein Muth ganz und gar verschwunden und gern wäre ich fortgelaufen, wenn ich nur aus dem ge-

drängten Menschenhaufen hätte kommen können. Die Musik spielte einen Choral und während dieser Zeit hatte der Schulmeister mich geholt, um den König im Namen der Jugend zu begrüßen, der würdige Lehrer sprach mir Muth ein, doch umsonst, ich wäre damals nicht im Stande gewesen, ein Wort an den König zu richten, denn Scham und Bangigkeit hielten mich umfangen."

„Warum Scham?" fragte Madame Rénaut.

„Ja wohl, Madame, doppelte Scham hatte sich meiner bemächtigt, kindliche Scham meines unansehnlichen Kleides wegen, denn meine Mutter konnte mir jetzt selten etwas schaffen, und wirkliche, innige Scham brachte mein nicht mehr reines Gewissen hervor, ich glaubte nämlich, der König und das Gefolge desselben würden in mir gleich den jungen Sünder erkennen; denn das wußte ich, daß meine frühere gesunde Gesichtsfarbe verschwunden war und krankhafte Blässe mein Gesicht bedeckte, und so glaubte ich, müßte ich mich vor dem König verbergen. Doch mein Mühen war umsonst, der Lehrer nahm mich bei der Hand und führte mich zum König, dieser jedoch erließ mir meine Aufgabe, erkundigte sich sehr angelegentlich nach mir und meinen Eltern; der Schul-

meister gab über alles Auskunft, sogar über den nicht lobenswerthen Lebenswandel meiner Mutter, und der König gerührt, daß ich in meiner Jugend dem Laster zum Opfer fallen sollte, gab Befehl, daß ich nach Paris gebracht werde, um mich dort auf des Königs Kosten irgend einer Kunst oder Wissenschaft zu widmen."

Der König ließ sich sogar herab, in unserm kleinen Dörfchen länger zu verweilen, als es wahrscheinlich seine Absicht gewesen; mit dem Schulmeister und mir begab er sich in das Pfarrhaus, ließ meine Mutter holen und erklärte derselben, daß er mich mit nach Paris nehmen würde, um mich dort zu etwas Tüchtigem ausbilden zu lassen. Meine Mutter hatte gar nichts dagegen einzuwenden und war froh, der Sorge für mich enthoben zu sein, sie stürzte dem König zu Füßen und dankte ihm für die große Gnade. Nach kurzem Abschiede von meiner Mutter, welche mir noch ein Kreuz zum Andenken umhing, folgte ich dem König nach dem Platze, wo er ausgestiegen war und unter dem Jubel des Volkes fuhren wir, der König, sein Gefolge und ich, zum Dörfchen hinaus, der Residenzstadt entgegen, welche wir nach drei Tagen erreichten."

„In dem Institut, welches der König mir anweisen ließ, stand ich unter strenger Aufsicht, so daß ich im Anfang mir gar nicht in meiner neuen Lage gefallen wollte, doch bald gewöhnte ich mich an die eingeführte Ordnung und genaß in kurzer Zeit an Geist und Körper. Da ich eigentlich noch nicht wußte, welcher Kunst oder Wissenschaft ich mich widmen sollte, so wurde mir auch noch kein eigentlicher Lehrplan vorgeschrieben, ich trieb Alles, doch nichts mit wahrem Eifer, bis man endlich in mir Talent zum Malen entdeckte. Jetzt ging es auch besser mit meinem Eifer, in kurzer Zeit lernte ich recht nette Figuren zeichnen und da ich besonders für Historien-Malerei mich interessirte, so ward ich nach einigen Jahren Schüler eines guten Meisters in diesem Genre und verließ nach einem sechsjährigen Aufenthalt das Institut mit dem Zeugniß eines guten Schülers. Ich eilte zum König, welcher mir noch eine Audienz nach meinem Abgange bewilligte und dankte ihm gerührt für alle Wohlthaten, die er mir erwiesen. Er nahm mich sehr gnädig und liebevoll auf, wünschte mir Glück zu meiner Künstler-Laufbahn und entließ mich mit der väterlichen Zusage, daß ich in unverschuldetem

Unglück mich an ihn wenden möge, da er Vaterstelle übernommen habe und dieser Pflicht auch ferner nachkommen werde."

„Seit jener Zeit bin ich mein eigner Herr und meine Kunst hat mich stets, wenn auch mitunter karg, genährt, aber ich bin zufrieden und hoffe auf baldige Besserung, da bereits meine Leistungen als Historienmaler von mancher Seite anerkannt werden und sogar in der letzten Zeit einige Aufträge in diesem Genre an mich gingen."

„Unter diesen Umständen haben Sie allerdings dem König viel, wohl Alles zu danken," nahm Madame Rénaut das Wort, „und kann ich mir jetzt Ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an das Königshaus erklären, muß sogar Ihre Gesinnung ehren, da Sie Ludwig treu bleiben, jetzt, wo ihn Alles verläßt. Da ich nun Ihre Geschichte hinlänglich kenne und gesehen habe, daß wir in der Gesinnung mit einander harmoniren, so werde ich Ihnen ebenfalls eine kurze Mittheilung meiner letzten inhaltschweren Jahre machen, da meine Jugendzeit zu ruhig und gleichförmig verstrich, als daß sie Ihr Interesse erregen dürfte."

„Fast zwanzig Jahre sind verflossen, als ich

meinen unglücklichen Mann kennen lernte, und diese lange Zeit verstrich uns heiter und ruhig. Wir waren glücklich und der Besitz dreier guter Kinder erhöhte nur unser Glück; doch es wurde uns bald getrübt durch den Tod unserer jüngsten Kinder, nur eine Tochter blieb uns, ein liebes, ein gutes Mädchen. So lebten wir glücklich, bis die Zeit der Aufregung kam, und diese Zeit, welche so viele Familien unglücklich machte, führte auch uns ins Verderben. Wir besaßen ein Gut in der Provençe bis vor kurzer Zeit, doch als diese verderblichen Wirren ausbrachen, hielt mein Mann es für gerathener, Frankreich mit der Schweiz zu vertauschen; obgleich er durchaus neutral geblieben war und sich keiner der vielen Parteien angeschlossen hatte, welche Frankreich zählte und noch zählt, so war gerade diese Neutralität geeignet, uns den Haß und die Verfolgung einiger mit der Regierung Ludwigs unzufriedenen Menschen zuzuziehen, welche uns dem Volke als gefährlich, als Verräther schilderten. Mein Mann erfuhr dieses Treiben und wurde dadurch nur noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt, er vertraute sich einem seiner Freunde an, doch dieser belohnte die jahrelange Freundschaft durch Verrath und zeigte mei-

nen Mann dem Comité an, welches auch sofort sich beeilte, denselben in Haft zu nehmen."

„Es war ein unfreundlicher Abend, wir saßen im Zimmer und an nichts Arges denkend, besprachen wir den auszuführenden Plan, Frankreich zu verlassen, obgleich mein Mann wußte, daß dies ein gewagtes Unternehmen war, da bereits strenge Maßregeln ergriffen wurden, die überhandnehmenden Auswanderungen zu hemmen; doch mit Hülfe einiger Freunde wäre es uns gelungen, die Grenze zu überschreiten, da wir nur zwei kleine Tagereisen von der Grenze entfernt waren. Auf einmal erschreckten uns mehre Schläge an's Thor unserer Meierei, doch auch dies war in jener Zeit nichts Ungewöhnliches, da mitunter ein Detachement sich ohne vorherige Anzeige zur Einquartierung meldete. Wir ließen öffnen, zwei Offiziere traten ein und nahmen im Namen des Gesetzes meinen Mann in Verhaft. Die Thränen der Gattin, die Thränen der Tochter waren vergebens, die Offiziere bedauerten, zu dieser Commission ausersehen zu sein, ließen sogar meinem Manne noch so viel Zeit, um Einiges zu ordnen, da bei solchen plötzlichen Aenderungen natürlich Manches zu besprechen ist."

„Eine Stunde konnte verflossen sein und mein Mann, der mit Ruhe Alles angeordnet hatte, was ihm während seiner Abwesenheit nöthig erschien, erklärte den Offizieren, daß er jetzt bereit sei, ihnen zu folgen, und nach kurzem Abschied ward er in einen Wagen gesetzt, um, der Aussage der Offiziere nach, so schnell als möglich nach Paris gebracht zu werden, wo er verhört und nach Befinden freigesprochen werde, oder auch, wenn sich die Anklage erweise, wahrscheinlich längere Zeit in Haft bleiben müsse. Der Wagen rollte fort, meine Tochter und ich waren der Stütze beraubt; welch eine Nacht diese für uns gewesen, kann ich Ihnen nicht beschreiben, denn da wir noch nicht einmal die Anklage meines Mannes kannten, so war es uns auch nicht möglich, die mehr oder weniger große Gefahr zu beurtheilen, in der wir schwebten, und welche Gedanken mein Gehirn durchkreuzten, kann nur eine liebende Gattin ermessen. Meine Tochter saß am Tischchen vor dem Marienbilde und betete unter heißen Thränen inbrünstig um Errettung ihres guten Vaters; endlich brach der Morgen an, wir hatten die Nacht durchwacht, durchweint, unsere Thränen versiegten,

stumm saßen wir einander gegenüber, ohne Rath, was wir eigentlich beginnen sollten."

Nach einer kleinen Pause, in welcher sich Madame Rénaut die Thränen trocknete, fuhr sie in ihrer Erzählung fort: „Endlich fiel mir ein, mich an den Pfarrer zu wenden und diesen um Rath in unserer Lage zu bitten; dieser, ein würdiger, guter Alter, hörte mich ruhig an und als ich geendet, tröstete er mich, so viel es in seiner Kraft stand, versprach mir auch, sich selbst nach dem Schicksale meines Gatten zu erkundigen; doch große Gefahr werde es nicht haben, versicherte er mich, und in einigen Tagen würde mir Gewißheit werden, denn den Angehörigen würde dann der Grund der Verhaftung mitgetheilt und daraus wäre dann die Gefahr zu ersehen, dann erst ließen sich geeignete Maßregeln zur Milderung der Strafe oder gänzlicher Befreiung ergreifen, bis dahin möge ich mich mit Geduld in mein Schicksal ergeben, Gott werde es gewiß zum Guten lenken, da meinem Gatten gewiß kein schweres Vergehen zur Last gelegt werden könnte. Einigen Trost gewährten mir des Pfarrers Worte, besonders als er mich darauf aufmerksam machte, daß meinen Mann kein schweres Vergehen in Ker-

kerhaft gebracht haben könnte; dennoch schauderte ich unwillkürlich zusammen, wenn ich bedachte, daß in so aufgeregten Zeiten, bei so aufgeregtem Volke selbst die Tugend zum Verbrechen werden könne. — Meine Tochter und ich sollten nicht lange in Zweifel über das Schicksal des Gatten und Vaters bleiben, denn den vierten Tag nach der Verhaftung wurde unsere Meierei unter Administration des Nationalconvents gestellt, mein Gatte war angeklagt der Anhänglichkeit an das Königthum und des Auswanderungsversuches. Jetzt galt es zu handeln, wir hatten ein hübsches Sümmchen uns erspart und verließen die Meierei, die ja doch unser Eigenthum nicht mehr war, machten uns auf den Weg nach Paris, um meinen Gatten wieder zu befreien."

„Nach einer beschwerlichen Reise kamen wir endlich in Paris an, durch Zufall erhielten wir dies Häuschen zur Miethe und konnten hier ungestört unserm Kummer leben. Wir erkundigten uns nach den besten Advokaten, endlich wurde uns einer genannt, der gewiß meiner Tochter den Vater und mir den Gatten wiedergeben würde, doch bis jetzt ist noch keine Aussicht auf Rettung vorhanden, unsere Ersparnisse sind aufgezehrt durch Kosten für Ad-

vokaten, aber gern wollte ich Alles ertragen, könnte ich nur mir den Gatten, meiner Tochter den Vater befreien."

Gerührt durch die Erzählung, welche Madame Rénaut so einfach und dennoch so ergreifend dem jungen Maler mittheilte, tröstete dieser die Unglückliche mit den Worten: „Verzagen Sie nicht, noch ist nichts verloren, noch ist die französische Nation gerecht geblieben, ich hoffe auch in diesem Falle das Beste. Doch eine Frage haben Sie mir noch zu beantworten, Sie sind Anhängerin der Königin? Wodurch ist diese Anhänglichkeit entstanden?"

„Das Unglück der Königin hat mit dem meinigen ein und denselben Grund, Mitgefühl ist es, was mich ihr verbunden. Eines Morgens eilte ich auf den Rath einer Freundin nach den Tuillerien, um bei der Königin selbst für meinen Mann zu bitten. Eine Hofdame der Königin, welche ich kannte, sollte mir Eingang verschaffen, doch war die persönliche Verwendung derselben nicht nöthig, denn als ich den Namen derselben nannte, wurde ich augenblicklich eingelassen. Zufällig hatte diese den Dienst bei der Königin, ich gelangte in die Antichambres der Königin, wo jene Dame, eine Jugendfreundin,

mich freundlich empfing, jedoch ohne mich zu kennen; erst nachdem ich derselben meinen Namen nannte, erinnerte sie sich meiner mit sichtbarer Freude, war aber durch mein leidendes Aussehen unangenehm überrascht. Nach mancherlei Fragen über unsere beiderseitigen Schicksale, machte ich die einstige Jugendfreundin mit meinem Anliegen bekannt und theilte ihr in der Kürze meine Leidensgeschichte mit. Sie war tief ergriffen von meinem unglücklichen Geschick und eilte, mich bei der Königin anzumelden, nachdem sie mir jedoch zuvor mittheilte, was ich theilweise schon wußte, nämlich: daß auch über dies Königshaus sich Unglück und Gefahr häufe. Meine Freundin verließ mich nun, um der Königin meine Anwesenheit und mein Anliegen vorzutragen; als ich mich allein befand und vielleicht im nächsten Augenblicke schon der Königin gegenüberstehen sollte, ergriff mich eine unnennbare Angst und Verlegenheit, ich wußte mich nicht zu fassen. Da öffnete sich die Thür, in welcher die Hofdame verschwunden, und dieselbe trat wieder ein, mir winkend, ihr zu folgen, ich gehorchte zitternd und folgte willenlos der Hofdame in das nächste Zimmer, welches wir durchschritten, um in das daran stoßende Zimmer zu ge-

langen. Meine Jugendfreundin, meine Angst bemerkend, drückte mir freundschaftlich die Hand, öffnete die Thür, wir traten in ein etwas dunkles Zimmer, ich stand Antoinetten gegenüber, welche auf einem Sopha sitzend, mich freundlichen Blickes empfing. Was im Zimmer noch weiter vorging, weiß ich nicht, ich konnte nur die Königin im schwarzen Traueranzuge erkennen. Wie es schien, sprach die Königin absichtlich eine kurze Zeit deutsch mit der Hofdame, welche mich eingeführt hatte, um mir Zeit zu lassen, mich aus meiner Verlegenheit zu reißen. Endlich richtete die Königin einige Fragen hinsichtlich meines Gesuchs an mich und entließ mich dann mit den Worten: „Was ich für Sie thun kann, werde ich nicht unterlassen," fügte aber hinzu, während ihre Augen von Thränen erglänzten, „Frankreichs Königin wird Ihnen wenig helfen können, denn sie ist selbst eine Angeklagte. Vertrauen Sie der Zukunft, blicken Sie auf mich; das Volk, das Ihnen den Gatten raubte, geht vielleicht so weit, auch mir den Gatten rauben zu wollen, doch ich vertraue auf Gott und auf meine —" Der ganze Stolz der Königin war erwacht, der Tochter der großen Maria Theresia schien es noch unmöglich,

daß das französische Volk so weit gehen würde, als es jetzt gegangen ist, doch schon nach wenig Tagen, es war kurz vor dem 10. August, sollte die Königin erfahren, wie weit das Volk ging, denn am genannten Tage mußte die königliche Familie die Tuillerien verlassen und der Tempel wurde ihr zum Wohnsitz unter Aufsicht der Nation angewiesen. Doch ich komme von meiner Erzählung ab, die Königin dämpfte ihren Stolz und war gleich darauf wieder die liebenswürdige, aber unglückliche Fürstin. Sie nickte mir freundlich zu, ich verließ mit der Hofdame das Gemach der Königin, im Vorzimmer drückte ich meiner Jugendfreundin die Hand, der Druck wurde erwidert, und ob wir auch stumm von einander schieden, wir verstanden uns dennoch, die Sprache des Herzens ist ohne Worte verständlich."

„Ich verließ die Tuillerien und eilte der Kirche Notre-Dame zu, warf mich am Altar nieder und flehte um meines Gatten Rettung zu Gott empor; als ich aufstand, fühlte ich mein Herz leichter, es flüsterte mir eine Stimme zu, Du wirst Deinen Gatten wieder finden; wenn diese Stimme auch nur die der Hoffnung war, so hat sie mich dennoch getröstet, seit jener Zeit ertrage ich mein Geschick mit

weit mehr Standhaftigkeit und Ruhe und seit jener Zeit ist meine Hoffnung zum Vertrauen geworden. Auch darin sehe ich eine Fügung des Himmels, daß er Sie uns gesendet, haben wir doch Jemand, der Theil an unserm Kummer nimmt; ein Zweifel erfüllt aber noch mein banges Herz: werden Sie auch unser Freund bleiben?"

„Der erste Eindruck, den eine Person auf mich macht," entgegnete Albert der Madame Rénaut, „ist bei mir maßgebend, und noch selten habe ich mich getäuscht. Der Eindruck, den Sie auf mich beim ersten Anblick gemacht, ist ein solcher gewesen, daß ich mich glücklich schätzen werde, stets gern von Ihnen gesehen zu werden und mein aufrichtiges Bestreben soll es sein, Ihnen in jeder Beziehung nützlich zu werden."

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihr Wohlwollen; meine Tochter, die Sie zwar noch nicht kennen, und auch ich werden uns angelegen sein lassen, Ihnen die Stunden, die Sie uns in Zukunft schenken, so angenehm als möglich zu machen. — Doch verzeihen Sie meiner weiblichen Schwäche, welche ich nicht verleugnen kann und die mich noch zu einer

Frage treibt. Wie kommen Sie in diese Schenke auf dem Boulevard?"

Lächelnd entgegnete Albert: „Diese Frage scheint mir von Ihnen ganz gerechtfertigt, denn die Gesellschaft, welche Sie dort fanden, ist nicht geeignet, Vertrauen zu einem Mitgliede jener Gesellschaft zu erwecken; doch darf ich mit Stolz sagen, daß jene Gesellschaft mich nicht zu ihren Mitgliedern zählt, mein Aufenthalt daselbst hat einen andern Grund, meine nicht immer gefüllte Börse hat mich in jene Gesellschaft gebracht, für wenige Sous hat man dort das Beste an Speisen und Getränken, ich glaube, dieser Grund wird auch Ihnen wichtig genug erscheinen, mitunter in wenig guter Gesellschaft zu sein."

„Aber Sie können sich doch unmöglich dort wohl befinden?" warf Madame Rénaut fragend ein, „wenn ich nicht befürchten müßte, eine abschlägliche Antwort zu erhalten, würde ich Ihnen den Vorschlag machen, unser einfaches Mahl mit uns zu theilen, wir hätten dadurch sogar das Vergnügen, Sie jeden Tag bei uns zu sehen."

„Sie kommen mit diesem Anerbieten einem von mir längst gehegten Wunsche entgegen, ich werde Ihr Anerbieten mit Vergnügen annehmen, komme

ich doch dadurch in eine Familie, welche sich auch für mich interessirt, da ich so zu sagen allein auf dieser Welt stehe. Bis jetzt ist es mir bei meinem Mangel an Bekanntschaft nicht gelungen, eine achtbare und brave Familie zu finden, die sich meiner angenommen hätte."

„Nun, so ist ja uns beiden geholfen, mag es Ihnen nur bei uns gefallen; doch auf etwas muß ich Sie im Voraus aufmerksam machen, damit Sie nicht zu unangenehm überrascht werden und sich erst die Mühe nehmen, zu prüfen, ehe Sie ein Urtheil fällen. Es betrifft meine arme Tochter, glücklicher Weise ist sie noch nicht hier und ich kann Sie daher vorläufig von ihrem Unglück unterrichten, welches darin besteht, ein entstellendes Feuermal zu haben, während sie sonst ein ganz hübsches Mädchen ist und wir auch an ihrer Bildung nichts versäumt haben. Wenn nur dies Unglück meiner Henriette Sie nicht aus unserer Nähe verscheucht! aber ich darf kaum daran denken, daß Sie, ein Freund unsers Hauses, mein unglückliches Kind noch nicht gesehen haben, mir ist es dann immer, als müßten wir Sie wieder verlieren."

„Sie scheinen das Unglück Ihrer Tochter höher

anzuschlagen, als es wirklich ist, doch kann ich diese Vorsicht einer Mutter, Fremden gegenüber, nur billigen. Was meine Person jedoch anbelangt, so glaube ich sagen zu dürfen, daß mich ein fatales Spiel der Natur zum Nachtheil Ihrer Tochter von Ihrem Hause nicht entfernen soll, denn ich fühlte mich seit meines Vaters Verschwinden noch nirgend so heimisch als hier."

„Nun, so mag Gott geben, daß es Ihnen recht lange bei uns gefallen mag; doch, da sehe ich so eben Henriette durch den Garten eintreten," bemerkte Madame Rénaut, sich vom Sopha erhebend, welchem Beispiel Albert folgte, „gleich wird Sie vor Ihnen erscheinen."

Kaum hatte Madame Rénaut geendet, als Henriette in das Zimmer trat, ein blühendes Mädchen, kaum achtzehn Jahre alt, sehr einfach gekleidet, aber selbst in dieser Einfachheit war Geschmack, ein leichtes Strohhütchen auf dem Kopfe und ein nettes Blumenkörbchen am Arme. Als sie den jungen Mann bemerkte, erröthete sie, denn heiter und unbefangen war sie eingetreten; den Besuch eines jungen Mannes in ihrer entlegenen Wohnung nicht vermuthend, war sie sogar auf die Mutter etwas ausgelassen zu=

geeilt und diese Ausgelassenheit im Beisein eines jungen Mannes trieb ihr natürlich alles Blut in ihr wirklich schönes Gesicht. Sie begrüßte höflich den jungen Mann, welchen ihr die Mutter als ihren Hausfreund vorstellte, Albert erwiderte dankend den Gruß des jungen Mädchens und konnte sein Erstaunen kaum verbergen, denn ein selteneres Spiel der Natur hatte er noch nicht gesehen. Albert war darüber erstaunt und zugleich erschüttert, denn welche Ansprüche er auch an ein Bild machen konnte, Henriettens Gesicht übertraf alle Anforderungen in jeder Beziehung; doch ein wirklich entstellendes rothes Maal nahm fast die ganze rechte Seite des Gesichtes ein und erfüllte selbst Albert mit Grauen.

Madame Rénaut hatte Zeit genug, den Maler zu beobachten und die guten und schlechten Eindrücke, welche Henriette auf denselben machte, in des jungen Mannes offenem Gesicht zu lesen, sie war herzlich erfreut, als zuletzt des Malers Gefühle sich in Mitleid gegen das arme Mädchen verwandelten; durfte sie doch hoffen, daß Albert ihr Freund bleiben werde.

Um die Verlegenheit der beiden jungen Leute zu unterbrechen, nahm Madame Rénaut zuerst das Wort:

„Liebe Henriette, dieser junge Mann ist derselbe, von dem ich Dir schon erzählt habe und dessen Bekanntschaft ich in einer Schenke des Boulevards machte; durch Gesinnung mit uns verwandt, habe ich ihn gebeten, seine Besuche öfters zu wiederholen, was er auch versprochen, ja, Herr Albert hat uns noch mehr versprochen, nämlich unser Tischgast zu sein.“

Henriettens Verlegenheit wollte sich nicht verlieren, denn in ihrem reinen und unverdorbenen Herzen regte sich etwas, wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Mit sichtbarer Verlegenheit richtete sie daher an Albert einige Worte der Zustimmung zu der Mutter Wunsch: „Dann wird unser Vertrauen auf die gute Sache nur gewinnen und die Zeit der bangen Ahnung und Erwartung wird durch Ihre Freundschaft für uns zur tröstenden Hoffnung und stärkenden Beruhigung werden, deren wir jetzt gänzlich entbehren.“

In Alberts Innerm war eine Aufregung ausgebrochen, welche er allerdings verbergen wollte, aber dem Auge der Madame Rénaut war Alberts innerer Kampf nicht entgangen; um sich zu erholen und zu beruhigen, nahm er die Gelegenheit wahr, sich mit der Zeit entschuldigend, um hinaus in's Freie

zu kommen; er entgegnete mit Rührung dem schönen unglücklichen Mädchen: „Da der Wunsch Ihrer lieben Mutter, meine Besuche öfter zu wiederholen, auch Ihnen nicht unangenehm erscheint, so werde ich mit Vergnügen Ihnen denselben erfüllen und hoffe ich, daß wir bald mit einander bekannt werden, nur muß ich bedauern, daß ich heute das Vergnügen Ihrer Gesellschaft nicht länger genießen kann, da meine Zeit mir zugemessen ist; doch morgen werde ich meinen Besuch wiederholen und mich so einrichten, Ihnen mehr Zeit widmen zu können. Also auf baldiges Wiedersehen."

Madame Rénaut und Henriette reichten ihm die Hände zum Abschied und ein leiser Druck von Henriettens zarter Hand, ihr seelenvoller Blick war für Albert die schönste Einladung, doch wie zum Hohn drängte sich das häßliche Mal zwischen die reinsten Gefühle Alberts und erfüllte seine Seele mit Kummer.

Mutter und Tochter begleiteten den jungen Maler bis zur Gartenthür und nach nochmaligem kurzen aber herzlichen Abschied eilte er der Stadt zu und war bald den Blicken der Frauen im Gehölz verschwunden.

Die erste Liebe.

In den Herzen der beiden jungen Leute wurden beim ersten Anblick gleiche Empfindungen, gleiche Wünsche wach, beiden war bis jetzt die Liebe fremd geblieben und erst ihr gegenseitiger Anblick brachte in ihrem Innern Regungen hervor, welche ihnen bis jetzt unbekannt. Henriettes Seele beschäftigte sich nur mit dem Bilde des schönen jungen Mannes, welcher ihrer Liebe doppelt werth erschien, als er alle Tugenden eines edeln Mannes in sich vereinte, denn die Erzählung ihrer Mutter von des Jünglings unerschrockenem Benehmen in der Boulevardsschenke hatte sie schon für denselben eingenommen, noch bevor sie ihn gesehen.

Albert, der frohe lebensfrische Jüngling, träumte wachend nur von Henrietten, ein reizenderes Mädchen hatte er noch nicht gesehen, ihr seelenvolles Auge,

ihre edlen, schönen Züge, ihr beinahe orientalisches Profil, ihr herrlicher Wuchs, ihr bescheidenes und doch ungezwungenes Benehmen einte sich bei ihr zu einem Ganzen, welches wohl den unverdorbenen Jüngling zur innigsten Liebe hinreißen konnte. Doch auf einmal verschwand des Jünglings phantastische Malerei und Henriette stand vor ihm, das schreckliche Maal im Gesicht und warf ihn vom Himmel zur Erde.

Der erste Schein des Morgens fand unsern jungen Maler schon wachend, denn in dieser Nacht hatte ihm die Bekanntschaft Henriettes allen Schlaf geraubt, er erhob sich beim ersten Strahl der Sonne von seinem Lager und eilte hinaus ins Freie, die Stube war ihm zu eng. Ohne Ziel, ohne Zweck durchschritt er die Straßen von Paris und gelangte endlich hinaus ins Freie, da wurde es ihm leichter und freier um sein beklommenes Herz, die Sonne, welche der Erde wärmende Strahlen zusandte, schien auch sein Herz zu erwärmen, denn für Alles erst wie abgestorben, fand sich sein Gefühl für die Schönheiten der Natur wieder, und wenn man auch Dichtern und Malern den Vorwurf der übertriebenen Phantasie macht, wenn sie im Herbst die Blätter der

Bäume vergoldet wähnen, so muß man sich in einer Stimmung befinden, welche der Alberts gleicht, und man wird ebenfalls die großartige Malerei der Natur mit andern Augen ansehen.

Nach nie war Albert die Natur so schön erschienen, als heute, und obgleich Paris keine Umgegend besitzt, welche den Reisenden zur Bewunderung hinreißt, so sah doch Albert, der liebende Jüngling, die Natur mit all ihrem herbstlichen Schmucke heute für eine andere an, die Sonne schien ihm glänzender als sonst, die Perlen des Thaues und die zitternden goldenen Blätter der Bäume zeugten ihm von dem Reichthum der ewig schaffenden Natur, die tausendfachen Abwechselungen in dem herbstlichen Colorit der von der Morgensonne umleuchteten Landschaft, welche sich weithin seinen Blicken eröffnete, ließ ihn des Menschen Armuth erkennen.

„Wie erbärmlich steht der Mensch doch da in der großen, weiten Welt," so philosophirte er, indem er langsam auf einem einsamen Pfade weiter ging, „nur die gränzenloseste Arroganz macht ihn sich selbst bedeutend, da steht ein Künstler vor seinem Bild, das er mit jahrelanger Mühe hervorgepinselt und glaubt ein Werk geschaffen zu haben,

welches die einfache Natur überbietet, aber wo sind die Farben, die die Natur verschwenderisch dem mit Thau benetzten Grashalm gegeben? — Armes, armes, unendlich kleines Geschlecht, das sich in seinem Stolze für groß, für vollkommen hält, kommt hierher ihr Künstler alle, bringt eure Kunstwerke, haltet sie gegen dieses Bild und gesteht euch selbst, daß eure ganze Kunst nur Stückwerk ist. — Aber bin ich nicht selbst solch ein Thor, wähne ich nicht selbst, Großes geschaffen zu haben? — Allerdings! — Dennoch freut es mich, diesen Anblick der herrlichen Natur gehabt zu haben, könnte doch jeder Künstler mit solchen Augen sehen, dann würde er gleich mir zu der Einsicht gelangen, daß unsere größten Werke nur eine kleine knabenhafte Nachahmung der großen nicht darzustellenden Natur sind. Doch —" fügte er lächelnd zu seinem Monologe, „da führt mich eine Empfindlichkeit auf einen Gegenstand, der schon von den größten Männern vollkommen erschöpft ist; unser Wirken soll ja auch nur Nachbildung sein, und die gelungenste Nachbildung des einfachsten Grashalms wird zum Meisterwerk, wenn sie eben der Natur entliehen ist."

Sich selbst auslachend beendete Albert sein Selbst-

gespräch und ergötzte sich wieder an der schönen Natur, während er einen andern Weg zur Rückkehr in die Stadt einschlug. Nach einer mehrstündigen Wanderung gelangte er wieder durch das Thor in die jetzt belebten Straßen von Paris; Albert hatte keinen Zweck, kein Ziel und dennoch trieb es ihn, noch länger umher zu wandern, so gelangte er endlich zur vielbesuchten Kirche Notre-Dame, und nachdem er sich längere Zeit an dem Drängen und Treiben der Vorübergehenden ergötzt hatte, wollte er gerade in eine der vielen hier mündenden Straßen einbiegen, als ein Troß Buben seine Aufmerksamkeit dorthin lenkte: er sah und hörte, daß diese ein sehr gut gewachsenes Mädchen verhöhnten, welche Blumen zum Verkauf ausbot, das Gesicht derselben konnte er nicht sehen, da sie ihm den Rücken zukehrte. Er eilte auf die Buben zu, trieb diese auseinander und stand zu seinem Erstaunen seiner erröthenden Henriette gegenüber; welcher Schmerz in beider Herzen der größere war, läßt sich aus des Malers fast zerknirschten Blicken erkennen, während Henriette mit einer Ruhe, die beinahe an Gleichgültigkeit gränzte, ihr Ungemach trug.

Mitleidig faßte Albert die Hand der unglückli-

chen Schönen, mit Schmerz flüsterte er ihr leise zu: „Ihr Unglück, liebe Henriette, ist groß, größer als ich geglaubt habe."

„Meine Ergebung in den Willen des Schicksals hilft mir dies Unglück ertragen und gern wollte ich doppelt dies Unglück leiden, wenn ich dadurch ein weit größeres Mißgeschick beseitigen könnte, wenn ich dadurch meinen edeln Vater befreien und ihn in die Arme seiner Gattin, in die Arme seiner Tochter führen könnte." Thränen erstickten hier der edeln Tochter Stimme, Henriette stand in ihrer edelsten Vollendung vor Albert, das Mal, das schreckliche Mal schien ihm weggewischt durch Henriettes edlen Charakter.

Albert erfaßte ihre Hand, drückte diese an seine Lippen und sprach tröstend: „Hoffen Sie auf Gottes Hülfe, wer weiß, wie nahe Ihres Vaters Rettung; die Unschuld wird die Ungerechtigkeit besiegen. — Doch eine Frage wollen Sie mir beantworten, was thun Sie ohne Ihre liebe Mutter hier in diesem belebten Theil der Stadt?"

„Die Blumen, welche meine Mutter und ich mit Fleiß und Sorgfalt in unserm Gärtchen ziehen, bringe ich hier zum Verkauf, da die gewöhnliche Arbeit,

als Stricken und Nähen uns nicht ernährt, der Verkauf der Blumen ist einträglicher."

„Aber auch bitterer!" fiel Albert ein.

„Für meine guten Eltern ertrage ich den Hohn der bösen Buben gern," entgegnete Henriette mit freudeleuchtenden Augen, „kann ich dadurch doch zum Theil ihre Güte vergelten."

„Aber bald sind Floras Kinder verblüht, der Winter ist vor der Thüre, was wollen Sie dann anfangen?"

„Dann wird mir Gott schon weiter helfen."

„Ihr Vertrauen auf den Höchsten muß belohnt werden, Sie sind eine gute Tochter, ein edles Mädchen. Doch eine Bitte gewähren Sie mir: verkaufen Sie nicht mehr Blumen, gehen Sie nicht mehr allein in die Stadt."

Henriette wollte Albert unterbrechen, doch dieser ließ sie nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, was Sie mir erwidern wollen, doch ich werde ein Auskunftsmittel finden, daß Sie dadurch keinen Schaden leiden und dabei nicht dem Spott und Hohn der Straßenbuben ausgesetzt sind. Jeden Morgen soll eine brave Alte, welche gern ein Paar Sous verdient, sich bei Ihnen einfinden, um Ihre Blumen

in der Stadt zu verkaufen, allerdings werden Sie einige Sous weniger verdienen, doch glaube ich, wird es für Sie auch angenehm sein, nicht mehr die Stadt in solch unpassender Angelegenheit, wie die eines Blumenmädchens ist, besuchen zu dürfen. Sind Sie mit diesem Antrage zufrieden, liebe Henriette?"

Mit Freudenthränen in den Augen dankte Henriette dem edeln jungen Manne für seine zartfühlende Theilnahme, ein Druck von Henriettes Hand war Alberts schönster Lohn.

„Giebt es denn aber keine weiblichen Arbeiten, welche Sie, liebe Henriette, annehmen können, jedoch lohnender sind, als Nähen und Stricken?"

„O gewiß! Goldstickerei, künstliche Blumen und Spitzen zu machen, lohnt am besten; in allen diesen Arbeiten bin ich nicht ungeschickt, aber die Auslagen waren uns zur Anschaffung der nöthigen Gegenstände zu bedeutend, doch für den Winter hoffen wir, uns wenigstens die unbedingt nothwendigen und billigsten Gegenstände anschaffen zu können."

Während dieses Gesprächs waren die jungen Leute bis an's Thor der Stadt gekommen und der Weg nach Henriettes Wohnung ward sichtbar, als sich Albert nun beurlaubte, da er seine Pflicht erfüllt

und Henriette aus der Stadt begleitet hatte, damit nicht noch einmal das arme Kind der Verspottung ausgesetzt ward. Er empfahl sich Henriette, die Hand derselben fassend, mit der Bemerkung, den Abend wieder zu erscheinen, um sowohl der Mutter als der Tochter die Zeit so viel als möglich zu kürzen.

Nachdem Albert noch einmal Henriettes Hand geküßt, trennten sich die Liebenden und waren sich schnell im Gewühl der Menschen einander entschwunden.

Henriette eilte fröhlich und heiter ihrer entlegenen und stillen Wohnung zu, glücklich, Albert getroffen zu haben. Als sie nach kurzem Wege das Häuschen erreicht hatte, war ihre Mutter im Garten beschäftigt und bemerkte nicht die fröhlich daherspringende Tochter; doch Henriette machte sich bald bemerkbar, noch ehe sie in den Garten eingetreten war: „Mein gutes Mütterchen, da bin ich wieder, doch rathe einmal, wen ich gesehen und gesprochen habe? — Den jungen Maler, Herrn Albert, er kam gerade, als mich die Jungen verhöhnten, und befreite mich von diesen Buben. Auch soll ich nicht mehr in die Stadt gehen und Blumen verkaufen,

er will uns eine Frau herausschicken, welche uns die Blumen hier abkaufen soll. — Ich habe mich gern dem Verkauf der Blumen unterzogen, Mütterchen, dennoch ist es mir lieb, nicht mehr mit Blumen in die Stadt gehen zu müssen, es ist doch kein angenehmes Geschäft. Herr Albert kommt heute Abend zu uns heraus, er hat es mir versprochen, er will Dir und mir die Zeit verkürzen, welche uns jetzt so langsam dahin schleicht." Mit Thränen fuhr Henriette fort: „Wenn jetzt der Vater bei uns wäre, wie glücklich könnten wir dann alle sein, doch ich hoffe, er wird wohl bald frei werden, Herr Albert hat es mir auch gesagt, die Unschuld siegt über die Ungerechtigkeit."

„Liebes Kind," unterbrach Madame Rénaut die Redselige, „gern glaubt das Herz, was es so gern wünscht, aber noch ist keine Hoffnung vorhanden, der baldigen Befreiung des Vaters entgegensehen zu dürfen, da unser Advokat uns bis heute noch keine tröstliche Auskunft gegeben. Wir wollen es wünschen und zu Gott beten, daß er unsern Wunsch erfüllt, auf die Menschen können wir uns aber nicht verlassen. Doch, Du wirst Hunger und Durst ha-

ben, mein gutes Kind, wir wollen hinein in das Haus gehen, damit Du Dich erst erholst."

„Ich bedarf keiner Erholung, ich fühle weder Hunger noch Müdigkeit, im Gegentheil, es ist mir sogar heute wohler als sonst."

Madame Rénaut lächelte still für sich und ging nach dem kleinen Häuschen, Henriette folgte der Mutter, obschon sie lieber im Garten geblieben wäre, doch einen Widerspruch, der lieben Mutter gegenüber, kannte Henriette nicht. Das Gärtchen blieb leer, wie ausgestorben schien es in der Umgegend, nur aus der Ferne dröhnte fort und fort das dumpfe Gemurmel der bewegten Hauptstadt, einem Bienenschwarme gleich, in diese feierliche Stille herüber.

Der Tag neigte sich zum Ende, die Sonne malte die Schatten immer länger und länger, da traten Mutter und Tochter in das Gärtchen, um den warmen Herbstabend im Freien zuzubringen, ein kleiner Tisch wurde zurechtgesetzt und mit weiblichen Arbeiten sich beschäftigend, nahmen beide an dem Tischchen Platz. Henriette wählte ihren Platz so, daß sie den Weg nach dem Gehölz im Auge hatte, und schon öfter warf sie einen Blick über die Arbeit nach jenem Weg, welcher Albert ihr zuführen

mußte. Die Mutter bemerkte der Tochter Ungeduld, doch ließ sie sich nichts davon merken; es war ihr sogar nicht unlieb, daß Henriette den Maler nicht ungern sah, denn nach dem kurzen Beisammensein mit Albert mußte sie sich gestehen, daß derselbe eine Ausnahme von der verdorbenen jungen Männerwelt machte, und eine innigere Bekanntschaft ihrer Tochter mit Albert schien ihr ganz erwünscht.

Plötzlich bog Albert um die Ecke des Wäldchens, und ehe noch die hocherröthende Henriette der Mutter des Malers Erscheinen mitgetheilt, stand dieser schon im Gärtchen, bepackt mit einer ziemlich umfangreichen Schachtel. Schon beim Eintritt in das Gärtchen begrüßte er seine neuen Freundinnen: „Guten Abend, meine Damen! Sie sehen, ich halte Wort und mache von Ihrem freundlichen Anerbieten Gebrauch, vielleicht sogar öfter, als Ihnen angenehm sein dürfte.“

„Sie sind willkommen, Herr Albert, und sogar erwartet,“ entgegnete Madame Rénaut, „meine Tochter hat Ihren Besuch aufs Bestimmteste angesagt, und es wäre sehr unrecht gewesen, wenn Sie nicht Wort gehalten hätten. Empfangen Sie auch zugleich meinen herzlichsten Dank für den freundlichen

Schutz, welchen Sie meiner Tochter heute Morgen gewährten und noch mehr für Ihre zarte Aufmerksamkeit, welche meine Tochter von dem so unangenehmen Geschäft einer Blumenverkäuferin befreit. Durch Beides haben Sie uns Ihnen außerordentlich verpflichtet und uns zu Ihren Schuldnern gemacht."

„Sprechen wir nicht davon, es war die Pflicht eines jeden Mannes und es ist mir lieb, daß der Zufall mir dies Glück gewährte. Ihre Tochter ist der größten Opfer werth, denn ich habe heute Morgen die hohen Gesinnungen derselben kennen gelernt, der Adel ihrer Seele berechtigt Sie, glückliche Mutter, zu den schönsten Erwartungen."

„Gewiß bin ich eine glückliche Mutter, denn eine gute Tochter hat mir der Himmel gelassen, doch als Gattin bin ich um so unglücklicher."

„Hoffen Sie das Beste, noch giebt es Gerechtigkeit in unserm Frankreich, wenn auch manchmal Heimtücke und Verrath triumphiren. Doch überlassen wir uns nicht zu sehr trüben Gedanken, eine Minute kann Alles ändern, und vertrauen Sie auf die Hülfe Gottes, es wird sicher noch Alles gut werden."

„Ihre tröstenden Worte erleichtern mir mein Herz, noch nie hat mir Trost so wohlgethan, als von Ihnen, ich will das Beste hoffen, denn in Ihren Worten liegt so viel Ueberzeugung, daß ich sogar an eine baldige Aenderung unseres unglücklichen Geschickes glaube. — Doch ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie noch nicht einmal zum Sitzen nöthigte, legen Sie doch die Schachtel bei Seite, Sie können sich ja kaum bewegen, so unförmlich groß ist dieselbe."

Mit Verlegenheit begann Albert die Mutter von dem Zweck, welchen er mit dieser Schachtel hatte, zu unterrichten: „Diese Schachtel, Madame Rénaut, enthält ein unbedeutendes Geschenk für Mademoiselle Henriette, ein Geschenk, welches nur erst Werth erhält, wenn es seinem Zweck entspricht, ich bitte daher, dasselbe so herzlich anzunehmen, als es gegeben wird und die Annahme erst dann zu verweigern, wenn es seinen Zweck nicht erfüllt."

„Herr Albert, ich habe bei der Einladung, welche ich an Sie ergehen ließ, nur die Absicht gehabt, in Ihnen einen Rathgeber, einen Tröster in unserer traurigen Lage, kurz einen Freund zu finden, da ich schon Vertrauen zu Ihnen hatte, als

ich Sie das erste Mal in der Schenke auf dem Boulevard sah, doch Geschenke erwartete ich weder für meine Tochter noch für mich, zumal ich aus Ihrem eigenen Geständnisse erfahren habe, daß auch Sie sparsam mit Ihrem Einkommen umgehen müssen."

„Es ist dies ein Geschenk, welches mir nicht Ihre Gunst erringen soll, sondern es ist eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, welche aber vielleicht im Stande ist, wenn meine Wahl gelungen, eine vortheilhafte Aenderung Ihrer Verhältnisse eintreten zu lassen; und was Ihren letzten Grund Ihrer Verweigerung der Annahme betrifft, kann ich Ihnen auf mein Wort entgegnen, daß diese Ausgabe mich durchaus nicht drückt. Ich bitte daher noch einmal dringend, dies unbedeutende Geschenk für Ihre Tochter anzunehmen."

„Nun, wenn ich Ihnen in Ihren Aussagen vertrauen darf, so mag meine Tochter es von Ihnen annehmen, aber ich muß sehr bitten, dergleichen nicht zu wiederholen."

Der glückliche Albert überreichte der erröthenden Henriette die Schachtel, welche dieselbe öffnete und überrascht ihrer Mutter den Inhalt zeigte, welcher aus feinem weißen Mousselin, feiner Stickwolle, Gold-

und Silberfäden, so wie noch mehren Gegenständen zur feinern Stickerei bestand.

Mit inniger Dankbarkeit wandte sich Henriette an den Maler: „Eine größere Freude hätten Sie mir nicht machen können, Herr Albert, und wenn Sie mir ein Geschenk im tausendfachen Werthe von diesem gebracht hätten.“

„Also ist meine Wahl eine glückliche gewesen? Dann ist ja auch mein Wunsch erfüllt; doch, wenn Sie erlauben, wage ich eine Bitte, die Sie mir gewiß nicht abschlagen.“

„Sprechen Sie, Herr Albert, worin besteht diese?“

„Darin, daß Sie mit dem Beginn der Stickerei nur so lange Geduld haben wollen, bis ich Ihnen die Muster zur ersten Arbeit selbst vorgezeichnet haben werde, ich verspreche Ihnen, daß ich mich damit sehr beeilen will, um Ihnen dieselben in wenigen Tagen bringen zu können.“

„Sie kommen dadurch mir zu Hülfe und reißen mich aus einer großen Verlegenheit, denn ich muß Ihnen gestehen, daß es mir an guten Stickmustern völlig mangelt.“

Madame Rénaut unterbrach jetzt die Glücklichen, da die Sonne bereits verschwunden war und die

Stunde für das frugale Abendbrot heranrückte: „Nun, Henriette, Du scheinst aber über Deiner Freude uns ganz zu vergessen, packe Alles sorgfältig wieder ein und besorge unser kleines Abendmahl.“

Henriette packte ihren Reichthum vorsichtig ein und sprang dann mit der Schachtel in das Häuschen, aus dem sie jedoch gleich darauf wieder heraus trat, mit Tellern und Gläsern in der Hand, Albert eilte ihr entgegen, ihr zu helfen, dann eilte sie noch einmal ins Haus und brachte das einfache Mahl selbst, was jedoch heute besonders gewürzt wurde durch eine Flasche Wein, welche Madame Rénaut geschenkt bekommen.

Die beiden jungen Leute saßen sich gegenüber, wechselten manchen liebevollen Blick, unter fröhlichem Gespräch wurde das Mahl beendet und der Mond schlich sich stumm am klaren Horizonte hin, die kleine Gruppe dreier Glücklichen beleuchtend, welche in diesem Augenblicke gewiß nicht mit Königen getauscht hätten. Doch der blasse Mond erinnerte auch zuerst die Mutter an die Zeit, denn die beiden andern Glücklichen kümmerten sich nicht um die Stunde; Madame Rénaut mahnte zum Aufbruch, und von Mutter und Tochter eine kurze Strecke begleitet,

schlug Albert seinen Weg nach der Stadt ein, nachdem er beiden herzlich gute Nacht gewünscht.

Henriette sah noch Albert nach, so lange, bis das Gehölz ihn ihren Blicken entzog, dann eilte sie zurück nach dem Gärtchen, Alles in das Haus räumend, was noch in bunter Reihe stand, und verschloß das Thürchen des Gartens, welches wohl weniger zum Schutz gemacht schien, als nur damit die Befriedigung des Gartens nicht unterbrochen wurde, dann zog sie sich in das Haus zurück und auch diese Thür wurde von ihr verschlossen.

Nur kurze Zeit brannte noch das Licht im Stübchen, wo Mutter und Tochter schliefen, dann wurde es verlöscht und der bleiche Mond warf sein Licht über die ruhige ländliche Gegend, es schien Alles leblos und selbst die Bäume wagten nicht, die halb entlaubten Häupter zu schütteln. — Frankreich schien ruhig und dennoch schrieb man das Jahr 1792.

Der Brief des Gefangenen.

Albert hatte in jeder Beziehung seine Zusagen erfüllt, Henriette war durch dessen Fürsorge schon seit mehren Wochen von dem unangenehmen Geschäft des Blumenverkaufs in der Stadt befreit, denn jeden Morgen erschien die Frau, welche Albert bestellt hatte, um die Blumen zum Verkauf abzuholen; erhielt nun auch Henriette einige Sous weniger dafür, als sie selbst daraus gelöst haben würde, so genoß sie auch dafür zwei Vortheile: der erste, sie durfte nicht selbst in die Stadt, und der zweite, welcher aus dem ersten entsprang, sie konnte den Vormittag, den sie früher verlaufen, zur Arbeit verwenden.

Ueberhaupt war jetzt in dieser Familie stilles Glück zu Hause, und um dieselbe ganz glücklich zu machen, fehlte nur noch das Haupt der Familie,

welches noch immer im Kerker schmachtete. Abert schien der Schutzengel der Familie zu sein, denn seit seinem Eintritt in dieses kleine Asyl der unglücklichen Frauen fühlten sich diese weit ruhiger, ja, man konnte sagen glücklich, Henriette hing mit der reinsten Liebe an Albert und dieser konnte seine Gefühle für Henriette auch nicht der Freundschaft allein zuschreiben; gewiß er wäre ganz glücklich gewesen, hätte nicht stets das schreckliche Maal in Henriettes so schönem Antlitz ihn aus seiner Glückseligkeit gerissen.

Auch Madame Rénaut fühlte sich jetzt weit ruhiger, sie freute sich des Glückes ihrer Kinder, denn auch Albert betrachtete sie als ihren Sohn und ergötzte sich im Stillen an der reinen Liebe desselben zu Henriette. Das Maal der Tochter schien sie gar nicht zu beachten, oder es schien ihr wenigstens kein Hinderniß, obgleich Albert oft genug deutlich den Kummer über das Unglück Henriettes an den Tag gelegt hatte; Madame Rénaut wußte diesen stets zu trösten und Albert, welcher das Mädchen herzlich liebte, ergab sich dann in sein Schicksal.

Jeden Abend kam Albert zum kleinen Abendmahl in die kleine Familie und, erlaubte es seine

Zeit, sogar schon des Nachmittags; Mutter und Tochter saßen dann gewöhnlich im Garten und erwarteten den lieben Gast, der eigentlich jetzt schon mehr zum Familienmitglied geworden war. So saßen auch die Beiden eines Nachmittags im Garten und erwarteten den Maler, Henriette stickte an einem Kleide, in welches Albert ihr die Blumen und Arabesken vorgezeichnet hatte, welche sie nun in dem feinen Gewebe mit Gold- und Silberfäden und Flitterchen höchst sauber ausarbeitete. Mutter und Tochter hätten gern den Ersehnten im Garten erwartet, doch die rauhe Herbstluft zwang sie, zurück in das Haus zu gehen, der Wind, welcher von den Pyrenäen ziemlich unsanft blies, führte Schneeluft in seinem Gefolge.

Beide hatten das schützende Häuschen erreicht, als Henriette sich noch einmal umblickte nach dem Wäldchen, welches in letzterer Zeit gar oft die Blicke derselben in Anspruch genommen, und einen Mann wahrnahm, welcher eben aus dem Gehölz trat und auf das Häuschen zueilte; sie erkannte bald denselben und rief der Mutter zu: „Der Briefträger kommt zu uns."

„Herr Albert wird uns wahrscheinlich dringender

Geschäfte wegen nicht besuchen können und sich deshalb entschuldigen."

Jetzt hatte der Briefträger das Haus erreicht und übergab der Mutter einen ziemlich schweren Brief mit den Worten: „An Madame Rénaut!" Diese zahlte demselben den Betrag dafür aus, worauf sich derselbe wieder empfahl.

Henriette hatte der Mutter den Brief aus der Hand genommen, denn sie ahnte, daß ein so umfangreicher Brief nicht von Albert käme, sondern wahrscheinlich vom Vater, welcher lange nicht geschrieben. Zitternd hielt die arme Henriette den Brief in der Hand und wagte nicht zu öffnen, da sie nicht wußte, ob er Freud' oder Leid bringe.

Die Mutter, der Tochter ängstliches Zögern bemerkend, sprach gefaßt: „Oeffne den Brief, mein Kind, sei auf das Aergste gefaßt, dann trifft uns das Unglück wenigstens nicht unvorbereitet, und ich fürchte, daß uns ein Unglück bedroht, dieser umfangreiche Brief scheint mir auf nichts Gutes zu deuten."

Henriette erbrach den Brief mit zitternder Hand, kaum konnte sie die Buchstaben in dem entfalteten Papier erkennen, doch als sie einen Blick hinein

gethan und die feste Handschrift des theuern Vaters gesehen, da wuchs auch ihr Muth, obschon ihre schönen Augen mit Thränen gefüllt waren, noch ehe sie las.

„Aber so steigere durch Dein Zögern meine Angst nicht noch mehr, Henriette, lies den Brief, enthalte er, was es auch immer sei."

Nachdem Henriette die ersten Zeilen für sich gelesen, überflog sie rasch den ganzen Brief und mit dem Ausrufe: „O, guter Gott!" drückte sie in der freudigsten Aufregung denselben an ihre Lippen, die Blicke zum Himmel erhoben.

„Aber ich bitte Dich, Henriette, Du hast den Brief schon gelesen und mir hältst Du noch den freudigen Inhalt zurück?"

„Nur die ersten Zeilen habe ich gelesen, das Uebrige schwimmt vor meinen von Freudenthränen erfüllten Augen. Theure Mutter, Gottes Gnade und Güte ist noch mit uns, die Strahlen der Hoffnung erglänzen uns von Neuem."

„Lies, lies, Henriette!" entgegnete in freudiger Hast die Mutter.

Henriette nahm den Brief und las, oftmals unterbrochen von der Gewalt der überströmenden Ge-

fühle der Freude und Rührung: „Meine Lieben, meine Theuren! Die Nacht, welche mich umgiebt, beginnt zu schwinden, die Hoffnung auf Freiheit und Wiedersehen meiner Theuren wird mehr und mehr zur Wahrheit. Alle erlittenen Drangsale sind aus meinem Gedächtniß wie verschwunden, seitdem ich mich der Hoffnung überlassen darf, bald in Euren Armen, an Euren Herzen zu ruhen; diese Hoffnung giebt mir neue Kräfte, neuen Muth, gern will ich Alles, Alles dulden, kann ich nur erst wieder in Eurer Mitte sein. — Wenn ich nur mein Leben erhalte, Euch und meine Freiheit wieder habe, so bin ich glücklich und nichts verlange ich mehr, mag mein Prozeß um die Meierei verloren gehen, in Eurer Umgebung fühle ich mich stark genug, unsern Unterhalt zu verdienen. — Ein Freund, dem ich Wohlthaten erwiesen, hat mich in den Kerker gebracht, und denkt Euch, ein Fremder, den ich nie gesehen, nie gesprochen, will mich daraus befreien, mich in Eure Arme führen. — Als ich heute diese Nachricht bekam, war ich außer mir vor Freuden, die nasse, kalte Wand meines Gefängnisses habe ich geküßt, Euch sollten meine Küsse gelten. Gute, theure Henriette, bete zu Gott, daß er uns und unserm

unbekannten Freund beisteht, damit unsere Wünsche erfüllt werden und wir uns bald wiedersehen!" —

Der Brief des Vaters war zu Ende, Henriette weinte an der Mutter Busen Thränen der Freude, Thränen der Wonne, denn auch die Thräne kann zum Hochgenuß werden, und wer schon Thränen vergoß, wie Henriette sie in diesem Augenblicke weinte, der wird die Seligkeit der liebenden Tochter empfinden.

Nachdem Mutter und Tochter sich ausgeweint, vermochten sie ruhiger ihr bevorstehendes Glück zu fassen, und Madame Rénaut begann mit freudig bewegter Stimme: „Heute Abend soll Albert uns einmal fröhlich sehen, heiter wollen wir diesen Abend genießen."

„Wir haben noch keine Gewißheit, sondern erst die Hoffnung und diese möchte ich gern Albert verhehlen."

„Und warum, Henriette?"

„Um Albert mit des Vaters Freiheit zu überraschen, daher darf er jetzt noch nichts ahnen, ich werde es ihm verschweigen, so schwer es mir auch fällt."

„Nun gut, ich bin es auch zufrieden."

„Henriette trat ans Fenster und sah hinaus nach dem Wäldchen, wo der Sturm, welcher sich erhoben, die Bäume gewaltig schüttelte, sie trat zurück, um die Mutter auf das Unwetter aufmerksam zu machen: „Der Wind, welcher uns aus dem Garten vertrieben, scheint sich in Sturm zu verwandeln, Albert wird heute nicht kommen; aufrichtig gesagt, ist es mir sogar lieb, denn ich glaube kaum, daß ich ihm unser Glück verbergen kann."

Der Sturm schien sogar ein bedeutendes Unwetter mit sich zu führen, denn der ganze Horizont verfinsterte sich so, daß Madame Rénaut Licht anbrannte, einzelne Regentropfen schlugen vom Sturm gepeitscht, an die Fensterscheiben. Henriette zog die Vorhänge zu, holte dann eine Arbeit hervor, die sie beim Licht verfertigen konnte, und wollte sich eben mit ihrer Mutter an das kleine Arbeitstischchen setzen, als ein ziemlich starkes Klopfen an der Thür sie erschreckte. Doch bald verwandelte sich der Schreck in Freude und zugleich in Erstaunen, denn auf der Mutter lautes „Herein!" öffnete sich die Thüre und Albert trat ein.

„Guten Abend, Madame Rénaut, guten Abend, liebe Henriette, wie mir scheint, haben Sie auf mich

heute nicht gerechnet? Ich komme allerdings spät, doch wichtige Geschäfte hielten mich ab, früher zu erscheinen."

„Sie sind mir auch jetzt willkommen, wir erwarteten Ihren Besuch nicht mehr, selbst Henriette verzichtete darauf."

„Um so lieber ist es mir, daß Sie dennoch gekommen sind," fiel Henriette der Mutter in die Rede, aber Sie sind ein wenig naß geworden, der Wind hat Ihnen auch arg mitgespielt; viel Aufopferung, bei solchem Wetter einen so weiten Weg aus Freundschaft zu machen."

„Sie nennen das Aufopferung, was man in seinem eigenen Interesse thut? Wie hätte ich den heutigen Abend in der Stadt verbringen sollen, wenn das Unwetter mich wirklich festgehalten? Sie sehen also, daß meine Aufopferung auf sehr egoistischen Motiven beruht."

„Wir sind schon von Ihnen gewöhnt, daß Sie stets in Ihrer Bescheidenheit Ihre Vorzüge herabsetzen," nahm Madame Rénaut das Wort, „aber dennoch bleibt eine solche Freundschaft, womit Sie uns beehren, immer mit Aufopferung verbunden."

„Brechen wir ganz davon ab, zumal ich Ihnen

größere, wichtigere Nachrichten zu bringen habe. Sie beide, so wie ich, sind dem Königshause ergeben, auch sind in Frankreich noch viele, welche König und Königin lieben, aber viele dieser Anhänger sind untreu geworden, der Strom der Empörung hat sie mit sich fortgerissen, sie haben die Zahl seiner Feinde vergrößert, ich fürchte Alles für den König und die Königin. Einzelne unüberlegte Aeußerungen der Königin hat man dem Volke absichtlich bekannt gemacht und der wüthende Pöbel verlangt den Untergang seines Königs, den Tod der Königin, in welcher man nur die Fremde, die Verrätherin Frankreichs erblickt. Die gesetzgebende Versammlung kann die königliche Familie wahrscheinlich nicht lange mehr schützen, denn der Pöbel ist an Blut gewöhnt und Blut ist die Losung dieser fanatisirten Horden, welche von Männern angeführt werden, die sich in schauderhaftester Mordlust überbieten."

„Auch mich bedrohte ein Unglück, welches aber ein Zufall von mir abgewendet: die Gesellschaft des Wirthshauses auf dem Boulevard muß mich verdächtigt haben, denn heute morgen kam eine Untersuchungsbehörde des Convents, meine Wohnung zu durchsuchen, ein glücklicher Umstand kam mir dabei

zu statten und errettete mich von der Verhaftung. Ich arbeite jetzt an einer Scene der römischen Geschichte unter Cäsar, welches Bild allerdings keine royalistischen Gesinnungen verräth; doch dies hätte mich nicht gerettet, ein Phantasiegemälde bestimmte die Herren abzuziehen; dieses habe ich auf Bestellung eines Anhängers der Gironde entworfen, es stellt die Nacht vom 10. August dar und ist mit der Unterschrift versehen: „Die erste Nacht der französischen Republik.“ Als sie dies Bild gesehen hatten, nahm mich einer der Untersuchungs-Richter bei der Hand und sprach sehr freundlich zu mir: „„Junger Mann, Sie sind dem Convent verdächtigt worden, doch ein Maler solcher Bilder muß Republikaner sein, ich werde dem Convent Ihre reinen demokratischen Grundsätze mittheilen, welche ich aus Ihren Arbeiten lese.““ Mit diesen Worten verließen mich die Herren und jetzt bin ich vor Anklage sicher, da ich der gesetzgebenden Versammlung als ein guter Republikaner empfohlen bin.“

Mutter und Tochter zitterten bei Alberts Erzählung, doch als er geendet, drückten sie ihm die Hände und dankten Gott für die Errettung des Freundes, da eine Verhaftung wegen Mangel an repub-

likanischer Gesinnung oder gar wegen Anhänglichkeit an das Königshaus in der Regel unter der Guillotine endigte. Durch die Gefahr Alberts war beiden Frauen der Muth sehr genommen, den sie aus dem Briefe des Vaters geschöpft hatten, und ohne den Brief des Vaters zu erwähnen, fragte Henriette den Maler:

„Dann schwebt unser armer Vater noch immer in Gefahr?"

„Die Gefahr für ihren Vater ist vorüber, denn er hat den zweiten September überlebt und ein solcher Tag wird zur Ehre Frankreichs nicht wiederkehren. Auch Ihren Vater rettet ein glücklicher Zufall, seine lange Gefangenschaft; wäre er erst vor Kurzem ins Gefängniß gekommen, so hätte man seinen Namen vielleicht genannt und er wäre der Blutgier dieser Mörderbanden zum Opfer gefallen, so aber ist sein Name verschollen, denn ein halbes Jahr ist in einer Revolution mehr als ein Jahrzehend in ruhiger Zeit."

„Sie glauben also, Herr Albert, daß mein Mann noch gerettet werden kann?"

„Ja, Madame, ich behaupte es sogar, denn das Schicksal Ihres Gatten steht unter dem Einflusse

einer höhern Macht, vertrauen Sie dieser, es wird sich Alles zum Guten wenden; auch hoffe ich, daß nun bald etwas Ruhe in unserm schönen Frankreich eintreten wird, da jetzt schon das Morden dieser Räuberbanden von allen Seiten gemißbilligt, die gesetzgebende Gewalt alles aufbietet, diese blutigen Scenen ganz zu unterdrücken. Wir haben jetzt sogar einige Tage in Paris gehabt, die man ruhig nennen konnte, doch der fürchterliche Marat stört immer von Neuem die Ruhe und erhitzt die Köpfe der Menge durch seine verderblichen Maueranschläge. — Da wir jetzt etwas ruhiger in Paris leben, so hätte ich auch eine Bitte an Sie, meine Damen, sie besteht darin, mich einmal in meinem Domicile zu besuchen, damit Sie auch das Atelier eines Künstlers, wenn ich meine bescheidene Wohnung so nennen darf, kennen lernen; obgleich ich in einer unansehnlichen Nebengasse wohne, so ist die Aussicht eine reizende zu nennen; nun Sie werden sich davon überzeugen, wenn Sie mir die Ehre eines Besuches erzeigen, ich hoffe fest darauf."

„Sie wünschen es, dann sind wir, meine Tochter und ich, um so mehr verpflichtet, Ihnen diesen Wunsch zu erfüllen, und sollte das Wetter morgen

freundlich sein, was ich hoffe, da bereits der Himmel sich aushellt, so werden wir schon im Laufe des Morgens bei Ihnen erscheinen."

Nachdem Albert die Zusage eines morgenden Besuchs seiner Freundinnen erhalten, mahnte er zuerst an das Auseinandergehen, gab aber vorher Mutter und Tochter den sehr guten Rath, nie über die Königliche Familie zu sprechen, da das Spionirwesen seinen höchsten Grad erreicht habe, und er möchte behaupten, daß sogar hier in dies stille Asyl sich dergleichen Gesindel verlief, um zu hören und Anklagen zu machen.

„Gegen Fremde rathe ich Ihnen ganz besonders Vorsicht an," schloß Albert seine Warnung, „selbst wenn diese Ihnen royalistisch gesinnt erscheinen, denn dem Spion ist nichts heilig, auch nicht das Vertrauen des Freundes."

Nun trennnte sich die kleine Versammlung, Albert nahm die angebotene Begleitnng der Damen bis zur Gartenthür nicht an, da der Boden noch naß vom Regen war und eilte unter den herzlichsten Glückwünschen nach Paris.

Die Brautwerbung.

Schon am frühen Morgen war Albert mit dem Ordnen seines kleinen Zimmers beschäftigt, denn es galt heute, seine Freundinnen würdig zu empfangen, Alles war besorgt, selbst ein kleines Frühstück hatte Albert nicht vergessen. Als endlich die Zeit heranrückte, daß sein Besuch erscheinen konnte, ging er demselben entgegen und nach kurzer Zeit sehen wir Mutter und Tochter vom Maler geführt, eintreten.

„Meine Damen, Sie müssen schon entschuldigen, daß ich Sie in diese kleine Wohnung eingeladen habe, doch wenn Sie trotz meiner Sorge etwas zu Ihrer Bequemlichkeit vermissen sollten, so zürnen Sie nicht mir, sondern dem Schicksal, welches noch keine sorgsame Hausfrau in mein Domicilium geführt. Auch dürfen Sie keinen so strengen Maßstab an

das Meublement, wie überhaupt an die ganze Decoration legen; wir Künstler sind in dieser Hinsicht etwas nachlässig."

Albert hätte diese Introduction sparen können, denn obschon manches anders hätte sein können, so fanden sich Mutter und Tochter doch sehr überrascht von der wirklich auffallenden Ordnung und Reinlichkeit des Zimmerchens. Nachdem die prüfende Mutter alles beobachtet und gefunden, daß dies keine augenblicklich hervorgerufene Ordnung sein konnte und an der schönen Aussicht sich ergötzt hatte, entgegnete sie dem Maler auf seine Anrede sehr verbindlich:

„Herr Albert, ich muß Ihnen mein Copliment machen, denn Ihr Stübchen ist reizend gelegen, auch scheinen Sie eine Musterwirthschaft eingeführt zu haben, denn ich glaube kaum, daß die Ordnung unter Leitung einer Hausfrau schöner sein könnte."

Henriette war nach Eintritt in des Malers Zimmer in Betrachtung der verschiedenen aufgestellten Bilder Alberts fast versunken, welche sämmtlich von Albert gemalt, Scenen aus der alten und neuern Geschichte darstellten. Am längsten verweilte sie bei einem Bilde, eine Scene der römischen Geschichte unter Cäsar darstellend, welches Verweilen Albert groß=

ses Vergnügen bereitete, denn es brachte ihm die Ueberzeugung, daß Henriette ein außerordentlich feines und richtiges Gefühl besaß, da gerade dies Bild unstreitig das beste unter allen vorhandenen war.

Mit Vergnügen wandte sich Albert an Henriette: „Dies Gemälde scheint Ihnen zu gefallen?"

„Besser wie alle Uebrigen! Entschuldigen Sie, Herr Albert," setzte Sie erröthend hinzu, „daß ich einen solchen Ausdruck als gänzlich unwissende Dilettantin gebraucht —."

„Ihr Gefühl hat Ihnen ein richtiges Urtheil eingegeben, dies Gemälde ist auch unstreitig das beste der hier vorhandenen, und es freut mich außerordentlich, bei Ihnen auch in dieser Beziehung einen so guten Geschmack zu finden."

Albert erklärte Henriette die Bedeutungen der meistens historischen Gemälde und brachte auch zuletzt noch ein kleines Gemälde, welches er den Damen mit den Worten präsentirte: „Meine Rettung aus der drohendsten Gefahr."

Es war dies das Gemälde, welches er auf Bestellung eines Anhängers der Gironde gemalt hatte, es war die Nacht des 10. Augusts, ein Gemälde voll Leben und Wahrheit.

„Schon habe ich eine ähnliche Bestellung erhalten, doch aus angeblichem Mangel an Zeit abgeschlagen, eine Darstellung des 2. Septembers, jenes Tages der Mordlust, der Entwürdigung der französischen Nation, der Entwürdigung der Menschheit. Könnte ich jene Nacht zur Ehre Frankreichs mit allen meinen Farben verdecken, wie gern würde ich es thun, aber die Geschichte, die hellsehende Richterin wird diesen Tag auffinden und unpartheiisch darüber richten. Fluch denen, die jenen Tag hervorriefen, Fluch, dreimal Fluch dem schändlichen Marat."

Madame Rénaut unterbrach den ziemlich laut sprechenden jungen Maler, der in edler Hitze seinen eignen noch gestern erst den Frauen gegebenen Rath, vorsichtig zu sein, gänzlich vergaß: „Um Gotteswillen, Herr Albert, still, die Wände haben Ohren, machen Sie sich nicht unglücklich, schweigen Sie von Unmenschlichkeiten, welche nicht mehr zu ändern sind und deren Besprechung Sie nur ins Verderben führen kann."

„Sie haben Recht, Madame, und ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich mich so weit vergaß, brechen wir ganz davon ab. — Ja, meine Damen, können Sie wohl den Grund meiner Einla-

dung errathen? — Ich glaube nicht. Oft schon hatte ich die Absicht, Ihnen das anzuvertrauen, was tief in meinem Herzen verborgen liegt, dennoch fehlte es mir stets an dem dazu erforderlichen Muthe. Hier in meinen vier Pfählen, so zu sagen, kann ich mich schon unumwundener erklären. Doch nehmen wir erst Platz, da diese Unterredung vielleicht eine längere werden dürfte."

Madame Rénaut und Henriette nahmen auf dem kleinen Sofa ihren Sitz, Albert rückte sich einen Stuhl zurecht, den Damen gegenüber, erst jetzt hatte er Gelegenheit, eine Veränderung an Henriette im Anzuge zu bemerken. Sie war ganz besonders gewählt bekleidet, ihr Kleid, von blauem Seidenstoff, aus bessern Zeiten übrig geblieben, war, trotzdem es nicht ganz modisch, sehr geschmackvoll, unter dem weißen Florhäubchen drängten sich einige junge weiße Rosen hervor, umgeben von frischen grünen Blättern. Albert war erstaunt über diese Veränderung, ihm schien Henriette ein Engel, — doch da drängte sich ihm das schreckliche Maal entgegen und zerriß von Neuem des Jünglings liebendes Herz.

Den aufmerksamen Augen der Mutter entging Alberts innerer Kampf nicht, sie bemerkte deutlich

den Wechsel seiner Gefühle, doch kein Blick verrieth ihre gemachte Bemerkung. Henriette sah nachdenkend vor sich nieder und erst Alberts Frage an Madame Rénaut: „Haben Sie noch nichts Näheres über das Schicksal Ihres Gatten erfahren?“ brachte sie wieder zu sich.

Auf eine solche Frage war Madame Rénaut nicht vorbereitet und wollte schon die Wahrheit bekennen, als Henriette vorbeugend, damit ihre Freude nicht gestört werde, zur Antwort gab:

„Die erhaltenen Berichte über meines Vaters Geschick sind der Art, daß wir jetzt ruhiger der Zukunft entgegen sehen können, da diese uns, wenn auch nicht Hoffnung, doch auch nicht Furcht machen.“

Albert schien diese Antwort nicht erwartet zu haben, doch fuhr er ruhig weiter: „Ihre Lage, meine Damen, kann trotz aller Nachrichten, die Sie haben mögen, dennoch eine bedenkliche genannt werden, denn Sie können selbst bei Befreiung des Gatten, des Vaters, in Armuth und Dürftigkeit gerathen. Gesetzt den Fall, Herr Rénaut würde frei, was werden Sie dann anfangen, um sich Ihren Unterhalt zu verdienen, besonders in der jetzigen Zeit, beim Herannahen des Winters, bei den theuern Lebens-

mitteln und bei der Aussicht auf noch theurere Zeiten? — Ich kenne Ihre Hoffnungen, sie sind auf den Proceß gesetzt, welchen Sie führen, um wieder in den Besitz Ihrer Meierei zu gelangen; doch geben Sie diese Hoffnung auf, Ihr Proceß und mit diesem die Meierei ist verloren."

Mutter und Tochter sprangen erschrocken von ihren Sitzen empor mit dem Ausruf: „Unser Gut verloren? Gerechter Gott!"

„Beruhigen Sie sich, Sie können dadurch doch nur gewinnen, denn jetzt darf man sich der Hoffnung hingeben, daß Herr Rénaut mit dem Leben davon kommt. Ich theile Ihnen diese unangenehme Nachricht aus einem Grunde mit, den Sie gleich ersehen werden. Meine Lage selbst ist keine glänzende, doch von Tag zu Tag werde ich bekannter, schon bringt man mir Bestellungen ins Haus und ich bin jetzt im Stande, eine genügsame Familie zu erhalten. Hören Sie daher mein Anerbieten, meinen sehnlichsten Wunsch, den ich bis jetzt verborgen hielt, um nicht den Schein egoistischer Motive auf mich zu laden; doch darf ich nun ungescheut damit hervortreten, da Ihnen keine Hrffnung geblieben, Ihr Besitzthum wieder zu erhalten. — Ich liebe Ihre

Tochter und durch die Gegenliebe derselben würde ich zum glücklichsten Menschen werden. Da ich offen mich Ihnen gegenüber ausspreche, so hoffe ich eine eben so offene Antwort. In Henriettes erröthendem Blick darf ich eine günstige Antwort lesen, was jedoch Sie als Mutter einer so guten Tochter mir zu erwidern haben, muß ich erst erwarten und bitte um Ihren Ausspruch."

„Meiner Tochter Hand hätte ich Ihnen gern und freudig bewilligt, wenn wir noch im Besitz unseres Gutes wären, denn Sie sind ein edler Mann, mit dem Henriette gewiß glücklich sein würde, aber jetzt bedarf es der Ueberlegung, der reiflichsten Erwägung."

„Madame Rénaut, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß ich nur Henriettes Hand verlangt habe, also warum Ueberlegung; wenn ich Ihrer Tochter auch kein so glänzendes Anerbieten machen kann, als ihre Tugenden es verdienen, so kann ich Ihr doch eine sichere Existenz anbieten, darum keine Ueberlegung, sondern eine Entscheidung."

„Nach allem Anschein zu urtheilen, bedarf die Frage, ob meine Tochter Sie liebt, keine Erörterung und deswegen will ich auch offen gegen Sie sein.

Mein Wunsch war es, als ich Sie das erste Mal in unserer Wohnung begrüßte, Sie ganz zu unserer Familie zählen zu dürfen, doch jetzt muß ich Ihnen bekennen, daß ich nur mit Trauer Ihnen diese erbetene Bewilligung geben kann."

„O Sie machen mich durch dieses Wort glücklich; bestimmen Sie den Tag, die Stunde unserer Verbindung, ich willige in Alles."

„Nicht so schnell, junger Mann, noch ist Jemand da, dessen Einwilligung fehlt, vor meines Gatten Befreiung kann durchaus nichts geschehen, seine Einwilligung ist nöthig, seine Gegenwart Bedingung."

„So setzen wir unsere Hochzeit auf den Tag der Befreiung Ihres Gatten und unsers Vaters fest. Ist Ihnen, liebe Henriette, dieser Tag recht?"

Henriette, welche bis dahin in peinlicher Verlegenheit gesessen, erröthete über das ganze holde Gesichtchen und gab keine Antwort. Albert übernahm die Beantwortung seiner eigenen Frage, indem er fortfuhr: „Keine Antwort ist auch eine und ich nehme hier dies Schweigen für eine bejahende Antwort. Es wird ein schöner Tag werden, der Vater frei und wir durch Priestersegen eine Seele."

„Ach wäre doch der theure Vater bald von sei-

ner Gefangenschaft befreit," seufzte Henriette, „damit ich ihn in meinen Armen halten könnte."

„Vertrauen Sie auf Gottes Hülfe, dieser Tag kann bald kommen, denn jetzt müssen diese Processe entschieden werden, da bereits die Schuldigen und auch die Unschuldigen gestraft sind, durch die Confiscation ihrer Güter."

„Hoffen wir auf eine baldige Entscheidung und vertrauen Gottes Beistand. Doch da nun Ihre Angelegenheiten so weit als möglich in Ordnung gebracht sind, so ist unsere Gegenwart nicht länger von Nöthen und wir brechen auf. Sie begleiten uns wohl zur Stadt hinaus, Herr Albert?"

„Ei ganz gewiß, ich werde doch meine Braut und die Mutter derselben in so unruhigen Zeiten nicht allein einen so weiten Weg machen lassen? Aber noch eine Bitte; die Mittagsstunde ist nahe und mein kleines Frühstück haben Sie unberührt gelassen, gehen wir also erst zu einem Glas Wein, ich schlage dazu die Boulevardsschenke vor, denn ihr habe ich mein Glück zu danken."

„Doch bürgen Sie uns dafür, daß nicht wieder Excesse vorfallen, welche jetzt uns nicht nur nachtheilig, sondern sogar gefährlich werden könnten?"

„Ich würde Sie nicht dorthin führen, wenn etwas zu befürchten wäre; doch um diese Zeit ist wenig oder gar keine Gesellschaft vorhanden und wir sind ungestört.“

Nachdem nun die Gesellschaft des Malers Wohnung verlassen, sehen wir sie mehre Straßen und Gäßchen durchwandern und über die Brücke du Jardin des Plantes dem Boulevard zueilen. In die schon sattsam beschriebene Schenke eingetreten, vermochte Henriette dennoch ein leichtes Gefühl des Schauders sich nicht zu entwehren, obgleich ihr die Mutter eine sehr genaue Beschreibung davon gemacht hatte.

„Ein weißer Rabe, ein Wundervogel! Haben Sie denn noch den Weg nach dem Boulevard gefunden, Herr Albert? Schade, daß Ihre Herren Collegen nicht da sind, müßten sonst erst neu aufgenommen werden. Und wie schön geworden, waren zwar immer schön, sind aber doch noch schöner geworden.“

Dies waren die krächzend hervorgebrachten Worte der Madame Léon, welche ihrem seltenen Gast galten, welcher sich mit den Damen, ohne Notiz von dem Geplärre der Wirthin zu nehmen, an den Tisch setzte, der auch früher sein Stammsitz gewesen. Zwei

Maler saßen an diesem Tisch, welche Albert mit aufrichtiger Freude begrüßten und sogleich mit Anstand und Höflichkeit den Damen ihre bequemeren Sitze anboten. Der dem Leser ebenfalls bekannte Garçon eilte mit gewöhnter Schnelligkeit herbei, sich nach den Befehlen der Gäste erkundigend, und kehrte bald darauf zurück mit Brod, Schinken und einer Flasche Wein.

Albert knüpfte ein Gespräch über Tagesneuigkeiten mit den Malern an, welches auch die Frauen interessirte, da diese nur durch Albert immer erst den Stand der Dinge in Paris erfuhren und hatten somit heute Gelegenheit, etwas früher als gewöhnlich den Zustand der Hauptstadt zu erfahren.

Während dieses Gespräches trat Madame Léon dem Tisch näher und kilsterte und hustete mehrmals sehr auffällig, Henriette fixirend, welches Albert kaum bemerkend in Harnisch brachte.

„Was kilstern Sie denn heute so außergewöhnlich, Madame,“ frug Albert sehr pikirt über der Wirthin Benehmen, „haben sich wohl gestern Abend nicht gehörig aussprechen können?“

„Nein, das Wetter ist Schuld,“ entgegnete diese

mit grinsendem Gesicht, „und wie die Astronomen behaupten, die bedeutenden Sonnenflecken.“

Madame Rénaut und Henriette erröthеten, Albert ballte krampfhaft die Faust, doch er gedachte seines Versprechens und warf der Wirthin nur einen grimmigen Blick zu, den diese aber zu deuten wußte, denn sie entfernte sich augenblicklich vom Tische.

Albert knüpfte das Gespräch zwar von Neuem an, doch es gelang ihm nicht, seine vorige heitere Laune wieder zu erhalten und nach kurzem Aufenthalte in der Boulevardsschenke brach die Gesellschaft wieder auf. Albert begleitete seine Braut und deren Mutter zu einem Wagen, um diese nach Hause fahren zu lassen, sich mit einer dringenden Einladung nach der Academie entschuldigend, an die er jetzt erst gedacht habe. Zugleich entschuldigte er sich für den heutigen Abend, den er wahrscheinlich nicht in der Mitte seiner Lieben zubringen könnte, da wichtige Geschäfte ihn abhielten; doch morgen früh werde er erscheinen, um Nachrichten und wo möglich gute zu bringen.

Die Damen setzten sich ein und Henriette lächelte schelmisch den jungen Maler an, welcher sich noch immer nicht über die Kränkung seiner Braut

beruhigen konnte, und drückte ihm aus dem Wagen noch einmal die Hand. Bald war der dahin rollende Wagen Alberts Augen entschwunden, welcher sich Henriettes Lächeln gar nicht erklären konnte, da doch dieser die erlittene Kränkung am schmerzlichsten sein mußte. Noch stand er in sich versunken und überlegend, wie große Unannehmlichkeiten diese Heirath mit sich führen müsse, da er seine Hitze kannte und Beleidigungen seines Weibes nie ertragen würde, und leider schon jetzt sich Unannehmlichkeiten einfanden; er war ganz unglücklich und wie betäubt stand er auf der Straße, als er einen eben nicht sanften Stoß erhielt, welcher von einem Lastträger herrührte, der ihn der Welt wieder gab und ihn veranlaßte, seine Studien über sein zukünftiges eheliches Glück zu Hause fortzusetzen.

Die Befreiung.

In dem kleinen Familienkreise, dazu wir jetzt auch Albert zählen dürfen, veränderte sich durchaus nichts, auch geschah sonst nichts von Bedeutung; das einzige Bemerkenswerthe war, daß Madame Rénaut den Tag der Verbindung ihrer Tochter mit Albert auf einen Tag in der zweiten Hälfte des Monats September 1792 festsetzte. Dieser Tag war endlich erschienen, und daß er ein Freudentag nach langer Zeit des Kummers, der Sorge war, konnte selbst der fremde Vorübergehende an dem aufgeputzten Häuschen ersehen, denn die Thüren von dem Garten, wie auch von dem Häuschen, waren geschmückt mit Blumen, alles glänzte spiegelblank im ganzen Haushalt, und das verhängte Bild, so lange dem Auge des Neugierigen verdeckt, war heute sogar von sei-

ner Hülle befreit und zeigte das wohlgetroffene Portrait des gefangenen Familienvaters Robert Rénaut.

Albert stellte sich schon früh ein, sein Anzug war ein gewählter zu nennen und stellte des Jünglings männliche Schönheit in ein noch helleres Licht. Im schwarzen Frack und schwarzem, seidenem Beinkleid, weißer gestickter Atlasweste, feinen Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen, den neuen Hut unter dem Arme, trat Albert in das aufgeputzte Zimmerchen, seine Braut und deren Mutter begrüßend.

Als er jedoch auf seine Braut zueilte, um ihr heute den ersten Kuß auf die glühenden Wangen zu drücken, da stand er freudig erstaunt, bestürzt zugleich da, denn das, was er sah, konnte er sich nicht erklären, Freude, Zweifel durchbebten seine Brust.

Henriette stand vor dem erstaunten Maler im weißen Kleide, in demselben, wozu Albert das Muster gezeichnet, das Henriette mit Silberfäden gestickt hatte, den Myrthenkranz im Haar, und schaute dem erstaunten Bräutigam mit überseligem Blick ins Auge. Albert sah seine Braut an, dann blickte er weg, um ihr von Neuem seine Aufmerksamkeit zu schenken; er hielt es für Täuschung und dennoch

war es Wirklichkeit, das Maal, das schreckliche Maal, welches ihm so vielen Kummer verursachte, war verschwunden, das hochglühende Angesicht seiner Braut war makellos, rein, sie stand vor ihm, ein Ideal, wie es nur eines Malers Phantasie schaffen konnte.

Während Alberts Erstannen stand Madame Rénaut vom Sofa auf, nahm ihre Tochter bei der Hand und führte sie Albert entgegen: „Hier ist Ihre Braut, rein und makellos wie sie mir Gott gegeben.“

„Mutter! — Henriette!“ stammelte Albert, mehr konnte er nicht vor Rührung hervorbringen.

„Hören Sie mich an und das Räthsel wird Ihnen gelöst sein. Daß wir ohne Hülfsmittel unsere Meierei verlassen, ist Ihnen bekannt und die Noth verfolgte uns hier in Paris bald; die weiblichen Arbeiten, welche wir annahmen, verschafften uns nicht einmal die nothwendigsten Lebensmittel, wir mußten daher zu einem Erwerbszweige greifen, der, wenn auch weniger ehrend, doch einträglicher war. Henriette ward Blumenverkäuferin, als solche haben Sie dieselbe kennen gelernt; doch um sie vor Nachstellungen der verführungssüchtigen Jugend der Hauptstadt zu wahren, entstellte ich ihr Gesicht durch

ein schreckliches Maal; jetzt war sie zwar vor Verführung gesichert, doch hatte das gute Kind, wie sie selbst gesehen, viel Spott und Hohn zu ertragen, denn die bösen Buben der Hauptstadt nannten meine gute Tochter nur die Feuerkönigin. Ich wollte lieber darben, als mein Kind verspotten lassen, doch Henriette ertrug Alles mit Ruhe und verkaufte fort und fort Blumen, bis Sie, edler, junger Mann, sie von diesem unpassenden Geschäfte befreiten. Aber zugleich sollte es auch eine Prüfung für ihren zukünftigen Gatten sein, Sie haben diese schwere Prüfung bestanden, sie ist zu Ende, heute Morgen wusch ich meiner Henriette das künstliche Maal ab, um sie Ihnen schön, als Preis Ihrer Treue, zu übergeben. Ihre Liebe zu meiner Tochter ist eine echte, mit Ihnen wird mein Kind glücklich sein."

Albert umschlang seine Braut mit dem Ausruf: „Henriette!" unfähig seinen Gefühlen Worte zu geben, und drückte den ersten Kuß auf die Stirn der erröthenden Braut.

Henriette wollte ihrem treuen Albert etwas erwidern, da öffnete sich die Thür und ein Mann trat ein. Mit lautem Schrei stürzten Mutter und Tochter in die geöffneten Arme des Fremden, sich fest

umschlingend, als befürchteten sie, noch einmal getrennt zu werden, der Maler hörte nur einzelne Worte:

„Robert!" —

„Vater!" —

„Weib! — Kind! — habe ich Euch endlich wieder?"

Doch auch ohne diesen Commentar würde er den Schlüssel zu diesem Räthsel gefunden haben, obgleich er im Anfang fast erschrocken war über den Schrei seiner Braut, doch jetzt sah er diese Scene mit Rührung an, doch schien sie ihm nicht befremdend.

Nach einer ziemlich langen und stummen Umarmung fand Madame Rénaut zuerst die Sprache wieder: „Habe ich Dich endlich wieder, mein Robert, mein theurer Gatte? — Aber wie müssen wir uns wiedersehen, im Wohlstand wurden wir getrennt und jetzt — unsere Meierei —"

„Ist für uns verloren," ergänzte Rénaut, „doch was thut das, habe ich Euch doch wieder, Gott wird uns weiter helfen. — Schon gehörte mein Leben nicht mehr mir, da errettete mich ein Advokat, den ein Unbekannter mir mit großen Summen zu meiner Vertheidigung stellte."

Doch jetzt gewahrte Herr Rénaut erst Albert, und obgleich er diesen beim Eintritt bemerkt haben mußte, so hatte er ihn doch bis jetzt nicht beachtet, da er zu sehr mit Gattin und Tochter sich beschäftigte. „Wer ist der junge Herr?“

„Lieber Vater, es ist mein Bräutigam, Herr Albert, Maler, unser Freund, unser Wohlthäter. Da wir wußten, daß Du uns heute wiedergegeben würdest und wir Deiner Zustimmung gewiß sein konnten, so hatten wir Dich nicht von diesem Ereigniß benachrichtigt, um Dir auch eine Ueberraschung zu bereiten. Des befreiten Vaters Segen sollte unserm Bund die höchste Weihe geben und, indem ich Dir einen Sohn zuführe, bitte ich um Deinen väterlichen Segen.“

„Herr Albert?! ein Maler?!“ rief hastig der bestürzte Vater, „Albert, diesen Namen kenne ich nicht, wohl mag er Euer Wohlthäter sein, doch die Hand meiner Tochter bestimmte ich als Lohn meinem Lebensretter; um diesen Preis nur war der Advokat mir gegeben. — Verehrtester Herr, ich danke Ihnen herzlich für die Freundschaft, die Sie meiner Familie erwiesen, und da Sie, ein Fremder, sich so hochherzig einer unglücklichen Familie annah-

men, erwarte ich auch, daß Ihr Edelmuth der Freundschaft das höchste Opfer bringt; dieses ist Entsagung."

Bei den letzten Worten Rénauts ward Henriette blaß, und noch hatte derselbe nicht geendet, als sie in des Malers Armen zusammenbrach. Alle eilten der unglücklichen Braut zu Hülfe, welche sich nach einigen Minuten erholte und zu sich kam. Die Blässe ihres Gesichts trat um so greller hervor, als ihr die heutigen Ereignisse eine freudige Bewegung erregt und ihr eine mehr als gewöhnlich lebhafte Gesichtsfarbe gegeben hatten.

Nachdem sich Henriette wohler fühlte und sich auf das Sopha gesetzt hatte, um auszuruhen im Arme ihrer Mutter, nahm Albert ruhig, ohne Gemüthsbewegung, das Wort: „Theuerste Henriette! Ihr Vater hat Ihre Hand seinem Retter versprochen, des Mannes Wort muß heilig sein, Sie sollen dem Retter Ihres Vaters werden."

Die peinliche Lage der kaum glücklich gewordenen Familie ward durch das Vorfahren einer Kutsche unterbrochen, aus der ein alter, aber noch rüstiger Mann, schwarz gekleidet, mit gepudertem Haar und ziemlich langem Zopf stieg.

„Der Doctor, mein kluger Vertheidiger!" rief

Rénaut, und öffnete die Thür, demselben entgegen zu gehen, doch dieser, obgleich den siebziger Jahren nahe, trat flink und geschäftig ein.

„Wo haben Sie meinen Erretter? Sie versprachen mir, ihn mitzubringen, ihn mir in meiner Wohnung vorzustellen, damit ich ihn meiner Tochter verloben könne."

„Hat nicht auf mich gewartet, ist mir vorangeeilt, ein solcher junger Springinsfeld hat natürlich flinkere Beine als unsereiner."

„Dann hat am Ende derjenige, dem ich Alles zu danken habe, dem ich so gern einen Theil meiner Schuld durch die Erfüllung seines Wunsches abtragen möchte, sich verirrt."

„Mein lieber Rénaut, Liebende und Diebe finden selbst im Dunkeln den richtigen Weg, doch Sie scheinen am hellen Tage den Weg verfehlt zu haben und selbst im Dunkeln umher zu irren, wie diese geknickte Rose zu documentiren scheint." Die letzten Worte sprach er zur blassen Braut gewendet.

„Aber erklären Sie sich doch deutlicher, wo ist mein Lebensretter?"

„Gewiß an keinem andern Platze, als an dem rechten. Der Name thut nichts zur Sache, Sie

kennen Ihren Retter nur unter einem fingirten Namen, den er angenommen, um vielleicht zu frühen Danksagungen zu entgehen."

„So wäre doch am Ende Herr Albert —"

„Der richtige Bräutigam, mit einem andern hätten Sie das Fräulein auch wahrscheinlich nicht angenehm überrascht."

Rénaut breitete seine Arme gegen Albert, welcher sich mit den freudigsten Gefühlen zum ersten Mal in seinem Leben an eines Vaters Brust warf, mit dem Bewußtsein, endlich wieder Angehörige zu haben. Rénaut nahm dann des Malers Hand und führte ihn seiner Tochter entgegen mit den Worten: „So nimm sie hin, mein Sohn, Dein sei sie mit des Himmels bestem Segen."

Wie aus höhern Sphären klang Albert der Name Sohn, den er seit seiner frühsten Kindheit nicht gehört, und noch wagte er den Namen Vater nicht auszusprechen, eine heilige Scheu durchbebte ihn bei dem Gedanken: er sei nicht mehr elternlos.

Jetzt zog Albert ein mit rothem Saffian überzogenes Kästchen aus der Tasche, in welcher die Trauringe lagen, und für Henriette noch besonders ein sauber gearbeitetes Bracelet, in welchem die Buch-

staben A. und H. in funkelnden Steinen prangten, enthielt; auch der Tag und die Jahreszahl waren eingravirt, ein Tag von dreimal wichtiger Bedeutung, denn dieser Tag war der Tag der Befreiung Rénauts, es war der Tag ihrer Verbindung durch Priestershand, endlich war es der Tag, an welchem Rénauts Feinde dem Convent als gefährliche Menschen, wenn auch nutzlos, angezeigt wurden, angezeigt durch drei wahre Freunde der Republik, der französischen Nation: Louvet, Barbaroux und Rebecqui. Ihre Anklage war gegen die gefürchtetsten Männer der Republik gerichtet, gegen den kühnen Robespierre, den beredten Danton und den verächtlichsten und gefährlichsten der Bergparthei, den Auswurf der Menschheit, Marat; es war der 24. September 1792.

Albert schlang dies Geschmeide seiner Braut selbst um den Arm und gab das Zeichen zum Aufbruch nach der Kirche, indem er den Advokaten ersuchte, ihm bei der heiligen Handlung als Zeuge beizustehen, zu welchem Dienst der Advokat sich auch bereitwillig zeigte; doch nahm er erst noch eine Rolle Acten aus der Seitentasche, entfaltete diese mit den Worten: „Mein Auftrag ist noch nicht beendet, dies

Papier muß erst verlesen werden: „„Im Auftrage der französischen Nation ist die Meierei des Bürgers Robert Rénaut unter heutigem Tage versteigert und von dem Bürger Albert Maubert, Maler in Paris, erstanden worden, worüber ihm diese Urkunde ausgefertigt ward.““

Der Advokat überreichte Albert das Papier, welches dieser dem erstaunten Rénaut mit den Worten überreichte: „Dies Papier gehört Ihnen, mein Vater, wurde mir durch den Verkauf Ihres Gutes doch eine Gelegenheit geboten, als Sohn zu handeln.“ —

Die Familie Rénaut war stumm vor Erstaunen und Entzücken, hatte sie doch jetzt ihr Besitzthum wieder; aber wie war Albert zu diesen Summen gekommen? Man kannte Albert nur als einen armen Maler und in letzter Zeit hatte er große, bedeutende Ausgaben gemacht, wie war ihm dies möglich geworden?

Madame Rénaut war die erste, welche sich darüber ins Klare setzte: „Sie sehen mich erstaunt über Alles, was vorgeht, denn ich kann mir die Sache nicht erklären. Sie selbst haben sich uns als armen Maler vorgestellt und jetzt diese verausgabten Sum-

men, ich kann es nicht begreifen und bevor ich Ihnen für die empfangenen Wohlthaten danke, erklären Sie uns erst, wie Sie zum Besitz dieses Reichthums gelangten."

„Auf die einfachste Art und Weise: bereits habe ich Ihnen mitgetheilt, daß meine Arbeiten gesucht werden, sogar erhalte ich Bestellungen; einige vollendete Geschichtswerke, Gemälde der römischen Kriegsscenen, wurden mir für einen Preis abgekauft, den ich zu fordern nie gewagt haben würde, Bestellungen auf neue Gemälde und bedeutende Anzahlungen darauf setzten mich in den Stand, für Sie, für meine Familie, das zu thun, was ich mit Freuden gethan habe. Nach dieser Erklärung, hoffe ich, dürfen Sie die Gaben des dankbaren Sohnes ohne Zweifel annehmen und denselben dadurch zum glücklichsten Menschen machen."

Nun umarmten mit den tiefsten Gefühlen des Dankes Rénaut und seine Gattin den theuern Sohn noch einmal und Madame Rénaut traf Anstalten zum Aufbruch nach der Kirche, doch Rénaut hatte noch eine Frage an Albert.

„Obgleich ich Sie nur erst seit wenig Stunden persönlich kenne, so darf ich mir dennoch gra=

tuliren, einen solchen Sohn zu besitzen, aber aus der Verkaufsurkunde glaube ich auf etwas schließen zu dürfen, was mir Ihre Verwandtschaft doppelt werth machen könnte. Wenn ich recht gehört, so wurde der Name Maubert genannt; ist der Name Ihr eigener oder angenommen?"

„Es ist mein Vatersname, doch wie Madame Rénaut, meine gute Mutter, schon aus meiner Erzählung weiß, vermeide ich Alles, was mich meiner Familie oder den Freunden derselben erkenntlich macht, da ich Gründe habe, ein solches Erkennen zu verhüten."

„Und stammt Ihr Vater nicht aus der Provençe? Verschwand derselbe nicht einige Jahre nach seiner Verheirathung aus Frankreich?"

„Wissen Sie etwas von seinem Aufenthalte?" unterbrach Albert mit großer Hast Rénaut, „alles verhält sich, wie Sie gesagt, dieser Mann ist mein Vater."

„Dann sind Sie mir doppelt willkommen, denn Sie sind der Sohn eines meiner besten Freunde. Leider kann ich Ihnen aber über den Aufenthalt desselben nichts mittheilen, da ich nur sehr unzuverlässige Nachrichten über das Verschwinden Ihres Va-

ters erhielt. Doch glaube ich annehmen zu dürfen, daß er wahrscheinlich nicht mehr unter den Lebenden wandelt, denn sonst würde doch eine Nachricht von ihm nach Frankreich gelangt sein. Er war mir ein treuer Freund, ehren wir ihn als einen Dahingeschiedenen. Friede sei mit ihm. — Doch nun wollen wir aufbrechen, damit die heilige Handlung Eurer Verbindung stattfindet, die Zeit ist angebrochen und wir dürfen nicht mehr zögern."

Nach diesen Worten des Familienoberhauptes setzte sich Alles in Bewegung, Albert bot seiner schönen Braut den Arm und führte sie hinaus zum Wagen, welchen der Advokat zu diesem Zweck mitgebracht hatte, da er von Albert vorher über Alles Aufklärung erhalten; Madame Rénaut als sorgende Hausfrau war die letzte, welche das Häuschen verließ und es vorsichtig verschloß; Alle hatten nun ihren Platz im Wagen genommen und derselbe rollte fort, der Stadt zu, und nachdem man durch verschiedene Straßen gefahren, hielt der Wagen an der Kirche Notre-Dame, in welcher der schöne Bund die priesterliche Weihe erhielt.

Der Bräutigam als Pflegevater.

Die Neuvermählten traten aus der Kirche und waren schon im Begriff einzusteigen, als Albert an der Hand gefaßt wurde, er drehte sich um und bemerkte einen Knaben von ungefähr zehn Jahren, welcher ihn bittend anblickte.

„Was willst Du, mein Kind?“

„Ach, erbarmen Sie sich, nehmen Sie mich mit!“ entgegnete ihm der Knabe, welcher, obgleich nur in Lumpen gehüllt, dennoch ein hübsches Gesichtchen besaß, doch durch Elend und Hunger von kränkelnder blasser Farbe.

„Wer bist Du? Hast Du keine Eltern?“

„Meinen Vater kenne ich nicht, die Mutter kam mit mir weit her in diese große Stadt und hat mich nun allein gelassen.“

„So wird Deine Mutter Dich wahrscheinlich eben so ängstlich suchen, als Du sie; wie lange ist Deine Mutter fort?“

„Schon viele Tage, sie hat mich fortgejagt und nichts wieder von sich hören lassen.“

„Sie hat Dich fortgejagt und warum?“

„Weil ich nicht mehr stehlen wollte.“

„Weil Du nicht mehr stehlen wolltest? Hast Du denn schon gestohlen?“

„Ach ja, mein lieber Herr, die Mutter hat mich dazu gezwungen, sie gab mir nichts zu essen und schlug mich, bis ich stahl.“

„Wenn man Dich nun dabei ertappt hätte, dann wärst Du ja ins Zuchthaus gekommen.“

„Man hat mich ertappt, aber ich kam nicht ins Zuchthaus, man schlug mich fast todt und am Ende hätten mich die Leute todt geschlagen, wenn nicht ein Mann mich aus den Händen der garstigen Leute gerettet hätte.“

„Die Leute haben Dich für Dein Unrecht bestraft, deswegen sind sie nicht garstig zu nennen.“

„Ich habe ja aber nicht stehlen wollen, ich bin dazu gezwungen worden, aber die Leute hörten nicht auf mich, bis der Mann mich befreite, da lief ich

zu meiner Mutter und sagte ihr, daß ich nicht mehr stehlen würde. Da bekam ich wieder Schläge, und wie ich durchaus nicht mehr stehlen wollte, prügelte mich meine Mutter aus dem Stall, in welchem wir wohnten, und ich war von allen Menschen verlassen. Den Tag über bettelte ich, doch bekam ich kaum so viel, um mir Brodt zu kaufen, den Abend wußte ich nicht, wo ich bleiben sollte, ich ging wieder nach dem Stall, wo ich meine Mutter verlassen hatte. Der Knecht, welcher meine Mutter und mich aufgenommen, schimpfte mich, als ich kam, und sagte mir, daß er mich ohne meine Mutter nicht gebrauchen könnte. Nun weiß ich schon seit einigen Tagen nicht, wo ich bleiben soll; wenn es nicht so kalt wäre, wollte ich wohl unter einer Brücke schlafen, aber es ist so kalt und ich bin schon krank davon geworden."

Albert sah seine Henriette, seine Gemahlin, fragend an, und der thränenfeuchte Blick derselben sagte ihm Alles; er setzte den Knaben zum Kutscher und stieg selbst in die Kutsche, vom Advocaten Abschied nehmend, welcher allen Einladungen ungeachtet, nicht wieder mit zurück fuhr, da er noch nothwendige Geschäfte habe.

Unter dem Beifallsruf der umstehenden Menge für diese edle That an dem armen Knaben fuhr das neuvermählte Paar fort und erreichten bald ihre stille Wohnung.

Jetzt war Henriettes erste Arbeit, den Knaben zu besorgen; da derselbe gar keine Pflege gehabt hatte, so sah er eben nicht reinlich; Henriette gab ihm Wasser zum Waschen und als der Knabe sich so viel als möglich gereinigt hatte, ward ihm Essen und ein Glas Wein zur Stärkung gereicht, welches er mit mehr als gewöhnlichem Appetite zu sich nahm. Nachdem der Knabe sich gestärkt hatte, fragte Albert ihn, wie er hieß und wo er her wäre?

„Ich wurde nur Georg genannt, weil ich keinen Vater hatte, wir kommen aus der Normandie, welches ein hübsches Dorf ist und wo es mir auch besser gefiel als in der großen Stadt."

„Also Georg heißt Du, sonst hast Du keinen Namen? Du kamst mit Deiner Mutter aus der Normandie, aber wie heißt der Ort, wo Ihr gewohnt habt?"

„Die Mutter nannte ihn nur Normandie; wenn uns Jemand fragte, wo wir her kamen, antwortete sie stets: aus der Normandie."

„Die Normandie ist ein großes Stück Land von Frankreich, worin viele Städte und Dörfer liegen, wie heißt nun der Ort, wo Du hergekommen bist?"

„Das weiß ich nicht, es war dort sehr schön, viel Obstbäume, viel Gärten, Berge und Wiesen sind dort, aber ich weiß nur, daß die Mutter das Alles Normandie nennt."

„So beschreib mir einmal, wo Ihr dort wohntet und erzähle mir, weswegen Ihr weggegangen seid."

„Wir wohnten bei dem Richter des Ortes, einem gar bösen Mann, der mich nicht leiden mochte, weil die Kinder mich immer den Zigeunerbuben nannten und mir sagten, der Zigeuner sei mein Vater."

„Wer war denn der Zigeuner?"

„Den Richter nannten sie so, aber er durfte es nicht hören, weil er sonst die Leute ins Gefängniß setzen ließ, aber sie nannten mich desto öfter den Zigeunerbuben, was mich immer sehr kränkte. Vor vielen Tagen kamen Leute in den Ort, welche rothe Mützen aufhatten, diese durchzogen den Ort mit Geschrei und kamen auch an unser Haus, da hielten sie still und holten den Richter aus der Stube, schlugen ihn sehr und banden ihm die Hände. Uns schien

man gar nicht zu beachten, meine Mutter nahm einige Gegenstände aus der Stube, welche dem Richter gehörten, auch Geld, welches in einem Kasten lag, und floh mit mir durch den Garten; am Ende des Dorfes bemerkten uns einige Leute, welche uns schimpften und mit Steinen warfen, aber meine Mutter lief nur noch schneller, so daß ich kaum folgen konnte, und so ging es fort, bis wir in ein Wäldchen kamen, wo man uns nicht mehr sehen konnte." Georg hielt inne um sich zu erholen, dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

Da uns Niemand verfolgte, so setzten wir uns nieder, um auszuruhen, denn meine Mutter und ich waren sehr müde, wir blickten zurück und sahen, daß es in dem Orte brannte, wo wir herkamen." „„Das ist unsere Wohnung, man hat Feuer hineingelegt, wir müssen eilen, denn wir sind hier noch nicht sicher."" „Und nun ging es weiter fort, durch Sumpf und Gebüsch, ich war ganz zerkratzt von den Dornen, erst gegen Abend kamen wir auf einen Weg und bald darauf aus dem Wäldchen. Meine Mutter sah sich vorsichtig um und dann gingen wir in ein Dorf und dort blieben wir die Nacht, um uns zu erholen, denn am andern Morgen, so sprach

sie zu den uns fragenden Leuten, mußten wir weiter, da wir nach Paris eilten, um den Convent um die Rettung unseres gefangenen Vaters zu bitten. Ich wußte nicht, was die Mutter damit sagen wollte, denn einen Vatter hatten wir nicht, aber als ich die Mutter fragte, wo unser Vater sei, bekam ich einen Fußtritt unter dem Tische und schwieg. So wanderten wir viele, viele Tage, bis wir endlich hier ankamen und in einer Schenke mehre Tage blieben, wofür meine Mutter dem Wirth Ringe, Ketten und andere goldene Sachen gab, welche sie vom Richter mitgenommen hatte; doch als diese Sachen fort waren und meine Mutter nichts mehr geben konnte, wurden wir auch da fortgejagt, und nun blieben wir einige Nächte unter einer Brücke; am Tage mußte ich betteln und brachte meiner Mutter dann das Geld, wofür wir uns Essen kauften, doch manchmal bekam ich sehr wenig geschenkt und dann schlug mich meine Mutter, weil ich nicht ordentlich gebettelt habe. So vergingen mehre Tage, unser Nachtquartier gefiel jedoch der Mutter nicht mehr und wir suchten daher ein anderes, fanden es auch in jenem Stalle, wo meine Mutter mich davon gejagt und dann selbst fortgegangen war."

„Dort konnten wir wenigstens ruhig unter einem Dache schlafen und ich bekam auch Stroh, worauf es sich sehr gut schlief, freilich hätte ich mir auch eine Decke gewünscht, doch wir hatten nur zwei und die reichten nicht für uns drei aus.“

„Für drei? Wer war denn die dritte Person?“

„Der Knecht, welcher stets mit bei uns schlief. Einige Tage ging es mir ganz gut, ich bettelte und was ich bekam brachte ich meiner Mutter, doch einst sagte sie zu mir: Du bist schon so groß und kannst nun mehr verdienen, Du kannst auch etwas nehmen, wenn es Niemand sieht. Da erschrak ich sehr, denn ich hatte bis dahin noch nichts genommen und ich fragte meine Mutter noch einmal: Stehlen soll ich? Da lachte der Knecht laut auf und sagte zu mir: Du wirst ein brauchbarer Kerl werden, denn Du weißt doch gleich, wie man das Kaufen nennt. — Ich verstand den Knecht nicht, doch seit der Zeit konnte ich ihn nicht mehr leiden. Meine Mutter sagte mir nun, wie ich Acht geben müsse, wenn die Leute etwas kauften und die Verkäufer dann nicht auf ihre Waaren aufpassen könnten, um während dieser Zeit unbemerkt etwas zu nehmen, sei es Fleisch, Brod, Gemüse, am liebsten aber Geld. Nun schickte

mich meine Mutter fort, ich stellte mich zu den Verkäufern, aber ich stahl nichts, denn ich hatte Furcht, daß sie mich erwischen könnten, blieb aber den ganzen Tag weg, weil ich mich fürchtete, nach Hause zu gehen, da ich zu Hause jedenfalls Prügel bekommen würde. Endlich packten die Verkäufer Abends ein und ich schlich mich traurig nach Hause; meine Mutter fragte mich, was ich mitbrächte, und als ich ihr weinend gestand, daß ich nicht stehlen könnte, bekam ich viel Schläge von ihr, sie drohte mir sogar, mich ins Wasser zu werfen, wenn ich morgen nichts nach Hause brächte."

„Weinend ging ich nach meinem Lager und konnte lange nicht einschlafen vor Hunger und Schmerzen, denn meine Mutter hatte mich mit einem Stück Holz auf den Kopf geschlagen, daß ich mehre Beulen hatte. Den andern Morgen weckte mich meine Mutter sehr früh und jagte mich ohne Essen fort, mit der Drohung, mich todtzuschlagen oder ins Wasser zu werfen, wenn ich auch heute nichts nach Hause brächte. Ich ging weinend fort, der Hunger peinigte mich sehr, ich sprach mehre Leute an, mir etwas zu schenken, doch ich bekam nichts, als Schimpfreden. Jetzt kam ich zu einem Bäcker, ich bat ihn

mir etwas zu schenken, doch auch dieser gab mir nichts; auf der Hausflur besann ich mich, ob ich dem Bäcker nicht eine Semmel stehlen sollte, weil er mir nichts gegeben: mein Hunger war groß, ich sah die Semmeln liegen und gebückt schlich ich unters Fenster und nahm zwei Semmeln, riß aus und verzehrte sie dann, aber ich konnte vor Angst kaum essen, weil ich glaubte, es hätte es Jemand gesehen. Jetzt war mein Hunger gestillt, ich sah ein, daß ich heute nicht nach Hause kommen durfte, wenn ich nicht wenigstens etwas mitbrächte, und so stahl ich eine Wurst, welche ich nach Hause trug und meiner Mutter gab, welche sie sogleich in drei Theile schnitt, dem Knecht ein Stück und mir ein Stück gab und das dritte für sich behielt. Jetzt lobte mich die Mutter sehr, auch der Knecht streichelte mir die Backen und beide sagten: daß ich recht gut jeden Tag so viel stehlen könnte, als wir brauchten. Ich stahl nun alle Tage, bis mich die Gemüseweiber erwischten und mich wahrscheinlich todtgeschlagen hätten, wenn ein Mann mich nicht aus ihren Händen befreit hätte; was nun zu Hause passirte, wissen Sie schon, da ich es Ihnen heute Morgen an der Kirche erzählt habe." Mit Thränen in den Augen endete Georg

und setzte noch hinzu: „In meinem ganzen Leben will ich nicht wieder stehlen, wenn Sie mich nur behalten wollen, damit ich nicht wieder zu meiner Mutter gehen muß.“

„Nein, das sollst Du nicht, Du sollst bei uns bleiben, wir wollen Dich zu einem braven Menschen erziehen, wenn Du mir stets gehorsam sein willst.“

„Ich will auf jeden Wink von Ihnen folgen und will gewiß ein braver Mensch werden, aber jagen Sie mich nur nicht auch fort, wie die Andern.“

„Wenn Du folgsam und gut bist, werde ich Dich nie fortjagen, mein Kind; doch da fällt mir etwas ein, wir müssen in die Stadt gehen, damit ich Dir einen Anzug kaufen kann, denn in diesem Anzuge kannst Du Dich nicht sehen lassen, da wollen wir auch einmal nach Deiner ehemaligen Wohnung, jenem Stall gehen, um zu sehen, ob wir nichts über Deine Mutter erfahren können. Du weißt Dich doch nach jenem Stall zu finden?“

„O ja, den Stall weiß ich zu finden, aber wenn meine Mutter dort sein sollte, so muß ich am Ende wieder bei ihr bleiben.“

„Nein, mein Kind, Du bleibst von nun an bei uns, wenn wir auch Deine Mutter finden sollten.

Doch jetzt laß uns gehen, damit wir vor Abend wieder zurückkommen."

Albert nahm den Burschen an der Hand und so wanderten beide Paris zu; erst kaufte Albert seinem Pflegesohne einen hübschen Anzug, dann ließ er sich von Georg nach dem erwähnten Stalle führen; doch der noch vor wenig Tagen daselbst in Dienst gewesene Knecht war mit Schimpf und Schande davon gejagt worden, weil er ein liederlicher und dabei schlechter Kerl war; der neue Knecht wußte durchaus nichts von Georgs Mutter und so mußten sie unverrichteter Sache abziehen.

Albert und Georg gingen noch manche Straße durch, denn Georg zeigte seinem Pflegevater jeden Winkel, den er wieder finden konnte, die Brücke, wo er mit seiner Mutter geschlafen, den Bäcker, wo er zuerst gestohlen, kurz alle Orte, welche er finden konnte und welche irgend etwas Merkwürdiges nach seiner Ansicht hatten.

So waren sie mehre Stunden umhergelaufen und bereits brach Dämmerung ein, als sie nach Hause gingen. Georg war sehr müde geworden, was Albert deutlich bemerkte, denn sein Pflegesohn blieb immer zurück, während er im Anfang eher vor Al-

bert hergelaufen als hinterdrein gegangen war. Es war bei dem Knaben kein Wunder, da er schon mehre Nächte unter einer Brücke gelegen, wo ihn die Kälte nicht schlafen ließ; sobald sie also zu Hause anlangten, schickte Albert den Knaben in sein Bett, welches Henriette während der Zeit ihm bereitet hatte, damit sich der arme Schelm wieder einmal durch den Schlaf stärken konnte.

Rénauts Gefangenschaft.

Nachdem Georg in sein Kämmerlein gebracht worden, blieb die glückliche Familie noch bei einigen Flaschen Wein sitzen und unterhielt sich über Familienangelegenheiten, wozu die lange Trennung des Familienoberhauptes hinreichenden Stoff gab. Nachdem Rénaut vollkommen von den Schicksalen, welche seine Familie während seiner Gefangenschaft betroffen, unterrichtet war, verlangten Alle die Schrecknisse seiner Gefangenschaft zu erfahren.

„Kinder," begann Rénaut, „das ist eine lange und schreckliche Geschichte, welche ich nicht noch einmal erleben möchte. Also den Abend, an welchem ich Euch, meine Theuren, entrissen wurde, nahm mich eine Kutsche auf und einer der Offiziere leistete mir Gesellschaft, während dem Wagen noch einige Reiter folgten, so, daß an ein Entkommen

nicht zu denken war, obschon ich an einen Fluchtversuch nicht dachte, da ich noch gar nicht wußte, wessen man mich beschuldigte. Die Reise nach Paris hatte nichts Unangenehmes, als die große Eile, mit welcher sie betrieben wurde, denn Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, ging es auf Paris los. Aller zwei Tage bekam ich einen andern Reisegefährten und auch andere Bedeckung, endlich gelangten wir nach Paris. Hier wurde ich in ein Gefängniß gebracht und harrte mehrere Tage vergeblich auf ein Verhör, endlich, den fünften Tag nach meiner Ankunft in Paris, ward ich zum Verhör abgeführt."

„Ich war in einer peinlichen Lage, da ich nicht wußte, worin meine Anklage bestand, und ich mich daher auch nicht auf eine Vertheidigung vorbereiten konnte. Als ich endlich meinen Richtern gegenüber stand, wurde ich des Mangels an Vaterlandsliebe, des Verdachts der heimlichen Entweichung aus Frankreich angeklagt, natürlich forderte ich Beweise für eine solche Anklage und — Naurice, mein Freund, dem ich so manches Gute erwiesen, hatte sich durch den Preis bestechen lassen, welcher ausgesetzt war für Angabe eines jeden Bürgers, welcher Frankreich verlassen wollte, stand mir als Ankläger gegenüber."

Der Anblick des vieljährigen Freundes, und jetzt mein Verräther, ließ mich jede Vertheidigung vergessen und meine Bestürzung war so groß, daß die Richter mich des Verbrechens überwiesen hielten. — Ich wurde zurück ins Gefängniß geführt, meine Gefangenschaft war mir von diesem Augenblicke an doppelt fühlbar, da der Freund, dem ich meine Absicht anvertraut, an mir zum Verräther geworden war. Acht Tage nach meinem ersten Verhör wurde ich wieder vorgeführt und es wurde mir bekannt gemacht, daß bis auf Weiteres meine Besitzungen von der Nation in Beschlag genommen würden, doch könnte ich dagegen einkommen; meiner Freiheit bliebe ich aber beraubt, bis meine Sache sich ganz entledigt hätte."

„Dieser Schlag traf mich am empfindlichsten, denn ich dachte an Euch, an mein Weib, an meine Tochter, was sollten diese beginnen, wenn meine Haft eine langwierige würde. Da mir noch vergönnt war, an Euch zu schreiben, so benachrichtigte ich Euch, einen Advokaten anzunehmen, der den Prozeß übernehmen sollte; doch Alles war unsonst, ich blieb in Gefangenschaft, mein Besitzthum in den Händen der Nation."

„Im Anfang ließ sich meine Gefangenschaft ertragen, da in meiner Zelle nur noch zwei Mitgefangene waren, welche ebenfalls auf Verdacht festgesetzt worden; doch der Spätsommer wurde uns unerträglich, da sich durch die häufigen Verhaftungen alle Gefängnisse füllten und auch unsere Zelle sich bis auf neun Personen anfüllte, so daß wir die Nacht uns nicht einmal zu gleicher Zeit schlafen legen konnten, sondern abwechselnd das Lager benutzten. Ich übergehe absichtlich eine Zeit von mehren Monaten, indem in derselben sich nichts von Bedeutung ereignete und erst die Zeit des Augusts für uns eine wichtige wurde.

„Obgleich wir jetzt gar nicht mehr zum Verhör kamen, blieben wir dennoch in den Gefängnissen und unsere Lage ward dadurch schrecklicher, als auch wir erfuhren, daß die verhängnißvolle Katastrophe für Frankreich nahe sei. Neu hinzugekommene Gefangene brachten immer schrecklichere Nachrichten über den Stand der Dinge mit, so daß wir stets in der gräßlichsten Todesangst schwebten. Endlich kam der 10. August, wir hörten dumpf die Gewehrsalven, der Donner der Kanonen rollte über unsern Häuptern uns doppelt schrecklich hin, bei jedem lebhaften

Auflauf des Volkes, denn das Geschrei drang bis zu uns, zuckten wir empor, glaubend, der Pöbel werde die Gefängnisse stürmen, um die Feinde des Vaterlandes seiner Wuth zu opfern, aber wir kamen mit der Angst davon; dies Schauspiel der von Fanatikern angefachten Volkswuth sollte erst später aufgeführt werden."

„Meine fürchterliche Angst läßt sich nicht beschreiben, und eine Wohlthat war es zu nennen, daß man uns in dieser Zeit nicht erlaubte, Briefe zu schreiben noch zu empfangen; denn obgleich ich nichts über unser fürchterliches Loos Euch mitgetheilt haben würde, so hätten Euch doch die Schriftzüge unsern damaligen Zustand verrathen müssen und Eure Lage wäre dadurch ungleich schwerer geworden. Der gefährliche Sturm legte sich endlich wieder und wir begannen von Neuem uns der Hoffnung einer baldigen Erlösung hinzugeben, doch umsonst. Täglich mehrten sich die Gefangenen und immerwährende Veränderungen brachten uns täglich neue Gäste. Unser Gefangenwärter hatte uns drei ersten Besitzern dieses Gefängnisses den Wunsch gewährt, uns beisammen zu lassen, und so kam es, daß wir nicht getrennt wurden, obgleich wir manchmal in höchst

unangenehmer Gesellschaft einige Tage verbringen mußten.“ —

„So ging uns der August zu Ende; doch jetzt kommt der Augenblick, der sich nicht beschreiben läßt, die Gefühle, welche an jenem Tage meine Brust zerfleischten, sind mir ewig gegenwärtig, wenn ich an jene Stunden denke und dennoch bin ich nicht im Stande, das Fürchterliche derselben wiederzugeben. — Der Morgen des zweiten Septembers war angebrochen und in den Gefängnissen, wo es oft genug ziemlich lebhaft zuging, herrschte eine grauenvolle Stille, denn auch wir hatten unzusammenhängende Gerüchte vernommen, welche unser trauriges Schicksal zu einem unerträglichen machte. Was geschehen konnte, geschehen sollte, wußten wir nicht, doch, daß etwas geschehen würde, ward uns leider bald klar, denn fast zwei Stunden früher als gewöhnlich bekamen wir unser Mittagsbrod. Noch nie, glaube ich, haben Gefangene so wenig gegessen, als diesen Tag die Unglücklichen in den Pariser Gefängnissen, denn die Speisen wurden nur von wenigen angerührt, weil sogar unter mehren Gefangenen sich das Gerücht verbreitet hatte, man wolle sie vergiften. Wäre dies der Fall gewesen, so wäre es ebenfalls ein Schand-

fleck für die Geschichte der französischen Nation geblieben; aber dennoch kein so unverlöschlicher, als der, den die schrecklichen Anführer der Bergparthei und einige Mitglieder des Jacobinerclubbs durch die nachher verübten Greuelthaten auf die ganze Nation warfen."

„Die Glocken verkündeten die zweite Stunde des Nachmittags, als Trommelwirbel, Glockengeläute und der dumpfe Donner der Lärmkanone an unser Ohr tönten. Jetzt wurde der Aufenthalt in den Gefängnissen ein höchst angst- und qualvoller, denn die Angst vor einem unbestimmten, aber auf jedem Fall scheußlichen Tode äußerte sich bei jedem der Gefangenen auf eine verschiedene Art und Weise. Die Mehrzahl, worunter auch ich, versank in dumpfes Hinbrüten, manche Thräne entschlüpfte dem Auge eines Mannes, der vielleicht noch nie geweint; aber es waren Thränen, welche der Gattin, welche den Kindern flossen. Wieder andere schrieen und weinten so laut und gebehrdeten sich so, daß wir mehrmals versucht wurden zu glauben, wir hätten es mit Wahnsinnigen zu thun, und unser Bitten, unser Flehen, sich ruhig zu verhalten, war vergebens. Andere dagegen äußerten ihre Todesangst auf ganz

eigenthümliche Art und Weise, sie benahmen sich so lustig, so ausgelassen, daß ihre Freude fast zur Tollheit gesteigert wurde, noch andere lagen halbe Tage lang ohnmächtig auf dem Fußboden, diese waren die Glücklichsten, denn sie fühlten am wenigsten. Nur einige waren zwischen diesem Haufen, welche mit ganzer Fassung, mit der größten Männlichkeit dem verhängnißvollen Schicksal, das uns erwartete, entgegenblickten, und fast alle waren Familienväter. Sie gingen umher und trösteten Jeden, so viel sie konnten, sprachen Hoffnungen aus, an die sie selbst am wenigsten glaubten, aber sie versuchten Alles, um Jedem Muth und Stärke einzuflößen, sich in das Unvermeidliche zu fügen."

„Ich muß noch hinzufügen, daß wir einige Tage zuvor unser inne gehabtes Gefängniß verlassen mußten und einen Saal bezogen, wo schon einige vierzig Gefangene vorhanden; nun denke man sich die Todesangst so vieler Menschen, welche ihren gewaltsamen Tod herannahen sehen und nichts, gar nichts unternehmen können, um den Todesstreich von sich abzuleiten. Das Schrecklichste von allem, was wir erwarteten, war der Gedanke, daß die Gefängnisse angezündet werden würden, welches Gerücht sich auch

verbreitet hatte. Doch von alle dem geschah nichts, der 2. September verging ohne einen Angriff des fanatischen Volkes gegen unser Gefängniß, und diejenigen, welche am lautesten geschrieen, schöpften am ersten Hoffnung, aber die Gefahr war nicht vorüber, der Schauplatz viehischer Mordlust war in den entgegengesetzten Stadttheil verlegt. Die Nacht vom 2. zum 3. September verging, ohne daß etwas geschah, was uns hätte beunruhigen können, aber von beinahe funfzig Gefangenen, welche in dem Saal waren, schliefen keine fünf. Der Morgen des 3. September brach an, noch war Alles ruhig, die Gegend unsers Gefängnisses schien ausgestorben, denn wir hörten keinen Trommelwirbel, nur mitunter schlug der dumpfe Donner einer Lärmkanone an unser Ohr."

„Schon war die neunte Stunde vorüber, noch immer die grabesähnliche Stille; doch jetzt hörten wir ein verworrenes, dumpfes Getöse, immer näher und näher kam es angezogen, schon hörten wir deutlich das Brüllen einer entfesselten Menge, da wiederholte sich das gestrige schreckliche Schauspiel, aber die Angst des Todes trat bei manchem noch stärker hervor. Einige suchten sich zu retten, indem sie

die Gitter der Fenster erfaßten, um die Stäbe mit ihren Händen zu zerbrechen, und ließen nicht nach, obgleich ihnen das Blut an den verwundeten Händen herabströmte; andere suchten sich zu verstecken, doch nirgend fanden sie einen Schlupfwinkel, noch andere wollten ihr Leben bis zum letzten Augenblick vertheidigen und versuchten sich zu verbarrikadiren; doch die schon erwähnten kaltblütigen Gefangenen bewiesen ihnen das Nutzlose und sogar Gefährliche dieses Unternehmens, indem dadurch nur die Wuth jener Horden gesteigert werde und dieselben wahrscheinlich dann gar Niemand schonen würden, während man vielleicht noch manchen der hier vorhandenen Unglücklichen das Leben durch Ergebung in das Schicksal retten könne. Das Ueberzeugende, was in dieser Männer ruhiger und klarer Rede lag, veranlaßte auch diejenigen, welche einen nutzlosen Kampf gegen eine bewaffnete blutgierige Horde herbeiführen wollte, denselben aufzugeben."

„Jetzt ertönten Schläge an die Thür unsers Gefängnisses und bald lag die starke Pfostenthür zersplittert am Boden, während eine Masse bluttriefender Männer, gleich wilden Thieren, hereinstürzten. Alles hatte sich nach hinten gedrängt, so daß ich

beinahe erdrückt wurde, da mein Platz einer der letzten im Saal war, indem ich einer der Letztangekommenen in diesem Gefängniß war. Die ersten Opfer der wahrhaft raubthierähnlichen Blutgier dieser Mörder waren die Helden unseres Saales, denn als die Thür eingeschlagen wurde, standen dieselben ruhig der tobenden Menge gegenüber, wurden aber sogleich von diesem entmenschten Haufen zu Boden gerissen und an den Füßen hinausgeschleift. Ueber die Hälfte meiner Leidensgefährten theilte das schreckliche Loos dieser Edeln, da entstand eine Pause, die Mörder schienen sich zu erholen, um die Blutarbeit an uns fortzusetzen."

„Da ertönte eine gräulich schneidende Stimme: „„Laßt das Jammergesindel leben, damit Andere nach uns auch etwas zu thun haben, stellt einige Mann Wachen her, wir haben noch mehr zu thun."" Unter fürchterlichen Reden entfernte sich darauf die tobende Menge, während vier dieser schrecklichen Gestalten an dem Eingange unseres Gefängnisses Wache hielten und sich ohne Weiteres auf dem von Blut ganz schlüpfrigen Boden niederließen, um zu frühstücken, wozu sie vom Gefangenwärter einige Flaschen Wein bekamen. Den Nachmittag brachten die

Knechte des Gefangenwärters eine andere Thür, welche eingehängt wurde, und so ausgezeichnet paßte, daß sie sogar verschlossen werden konnte. Ueber eine volle Stunde brachten wir noch in Todesangst zu, denn die Kannibalen hatten unser Gebäude nicht verlassen, sondern nur unsern Saal, das Morden ward in den andern Theilen des Gebäudes fortgesetzt, das Angstgeschrei der Frauen drang zu uns herauf, das Gebrüll der schrecklich Mißhandelten und Verstümmelten, ehe sie den Todesstreich empfingen, erfüllte unsere Seele mit Grauen. Das Röcheln und Stöhnen der nicht gänzlich Getödteten ließ uns lebend den Tod erleiden. — Jetzt erscholl ein wüthendes Gebrüll der Menge, und unter lautem Jubel, gleich einer siegreichen Armee, zogen die Mörder fort, um andere, neue Opfer zu suchen, die sie auch leider fanden, da alle Gefängnisse in Paris überfüllt waren.“ —

„Der Gefangenwärter, ein sehr humaner Mann, dem es aber selbst nicht geheuer in der Gesellschaft dieser Leute schien, welche zu unserer Bewachung zurückgelassen wurden, wandte sich lachend an die vier Mann, welche zum Schutz gegen etwaige Fluchtversuche von unserer Seite, von der Horde zurück-

gelassen worden waren: „„Für das Lumpengesindel da drinnen bürge ich mit meinem Kopf, Eure Gegenwart, tapfere Bürger von Paris, ist vielleicht wo anders nothwendiger als hier, wir wollen die Feiglinge da drinnen zählen und dann könnt Ihr, wackern Bürger von Paris, Euch dorthin begeben, wo Euch noch Arbeit erwartet, denn es sind noch viel Royalisten unter den Franzosen."" Diese Worte verfehlten ihre Wirkung nicht, die schrecklichen Gestalten traten noch einmal ein und wir mußten einzeln an ihnen vorübergehen, wobei jeder der Gefangenen noch eine Mißhandlung zu erdulden hatte. Endlich war diese für uns fürchterliche Revue zu Ende und von nahe an funfzig Personen blieben noch siebzehn übrig; in kurzer Zeit, denn man hatte in unserm Saal kaum eine halbe Stunde gemordet, opferten jene bestialischen Menschen beinahe dreißig Unglückliche, welche fast sämmtlich der Verrätherei, der Rachsucht zum Opfer gefallen waren."

„Unser Gefangenwärter entzog uns durch sein erheucheltes Wohlgefallen an dieser Metzelei dem spätern Untergange, denn noch einige Male kamen einzelne Horden dieser Wüthrige; doch das wirklich umherfließende Blut überzeugte gewöhnlich die Haufen,

wenn der Gefangenwärter ihnen entgegenschrie: „„Sucht Ihr, wackern Bürger, hier Arbeit? — Dann bringt mir erst neue Royalisten-Kanaillen, mein Lager ist vergriffen.““ Durch solche rohe Späße entging unser braver Gefangenwärter der Untersuchung des Gefängnisses, und als einmal ein Haufe sich nicht damit begnügen wollte, führte er denselben in den Hof, um ihnen das Blut zu zeigen. „„Wir haben schon die weißen Lilien in rothe Republikaner verwandelt, mein Hôtel ist aufgeräumt worden.““ Unter wildem Geschrei und Toben zogen diese, die Schrecklichsten der Schrecklichen, weiter, denn die Unglücklichen, welche diesen Nachzüglern in die Hände fielen, wurden nicht gleich getödtet, sondern durch die ausgesuchtesten Qualen zu Tode gemartert.“

„So vergingen uns noch zwei lange Tage unter fortwährender Todesangst und mancher pries diejenigen glücklich, die schon vollendet, denn daß wir vom Tode errettet, glaubten wir nicht, weil immerwährend Patrouillen dieses Gesindels die Gefängnisse besuchten und eine Abtheilung würde uns doch gewiß entdecken. Wir verhielten uns aber in unserm Gefängniß so ruhig, als sei darin der Engel des Todes; unser Gefangenwärter empfahl uns bei je-

dem nächtlichen Besuch Ruhe und Vorsicht, drei Tage brachte er uns nur Brod und Wasser, damit das Kochen der Speisen nicht zum Verräther an uns würde. Wir bekamen auch keinen Knecht des Gefangenwärters zu sehen, alles besorgte der brave Mann uns selbst, damit er uns wenigstens dem Leben erhalten wollte, da er zu schwach gewesen, um alle Gefangenen zu schützen."

„Den 6. September Abends war unsere Gefahr vorüber, was wir aus dem Grunde annehmen durften, daß die Gefängnißknechte uns warmes Essen brachten, welches denn auch von uns mit einer Gier verschlungen wurde, die an's Unglaubliche gränzte. Bis dahin hatte die Angst uns keinen Hunger fühlen lassen, doch jetzt meldete sich derselbe desto ungestümer, da die Angst langsam zu verschwinden begann; auch ich verspeiste meine Portion mit einem Appetit, als sei diese Gefangenkost der herrlichste Leckerbissen. Die Nacht vom 6. zum 7. September widmeten wir denn auch der Ruhe, da wir fast vier Nächte nicht geschlafen und bald ließ der Schlaf uns unsere Drangsale vergessen; es war ein Todesschlaf, den wir schliefen. Hätte man uns diese Nacht überrumpelt, wir hätten dann nur einen Tausch ge-

macht, aus dem Schlaf hätte uns das Röcheln unserer Mitgefangenen nicht gebracht. Doch wir hatten ausgelitten, der Morgen des 7. Septembers begrüßte uns als gerettet, denn unser Gefangenwärter brachte uns die Nachricht, daß wieder Ordnung und Ruhe in Paris herrsche und wir nun ruhig unserm Schicksal entgegensehen könnten, da unsere angedichteten Verbrechen doch ein Todesurtheil nicht mit sich bringen könnten."

„Mich begrüßte der brave Mann als den glücklichsten, denn meine Gefangenschaft würde nun wahrscheinlich bald zu Ende sein, da mir ein neuer Vertheidiger zugestanden sei. Ich begriff das Alles nicht, denn wer hätte außer Euch die Kosten einer solchen Vertheidigung decken sollen, und daß Ihr nicht im Stande, eine solche Summe zu erschwingen, war mir klar. Ich hielt das Gehörte für einen Irrthum, doch bald löste sich mir der Zweifel, mein alter, tüchtiger Advokat erschien im Gefängniß, ließ sich meine Geschichte erzählen, die Acten hatte er bereits durchgesehen, und als ich geendet, sprach er mir Muth ein und sagte mir ganz unumwunden, daß in spätestens vierzehn Tagen meine Klage beendet und ich frei sein müßte. Er bedauerte nur, daß

mein Gut schon der Nation anheimgefallen und die Subhastation bekannt gemacht sei, denn sonst ließe sich auch noch das Gut erstreiten. Auf meine Frage, wer denn eigentlich seine Hülfe für mich in Anspruch genommen, nannte er mir den Namen Noir; ein junger, liebenswürdiger Mann sei der Träger desselben und als Lohn für meine Befreiung verlangte er Henriettens Hand, was ich ihm auch zusagte, da ich Henrietten kannte und sie mir dies Opfer gebracht haben würde, besonders da ich nicht wußte, daß sie schon einen Bräutigam gefunden, glücklicher Weise ein und dieselbe Person. Es war übrigens auch die höchste Zeit, denn mein Urtheil, was mir bald verkündet werden sollte, wäre nicht gnädig ausgefallen, und wenn es nicht auf Tod lautete, so wäre eine lange Gefangenschaft mein Loos gewesen. Doch der Allmächtige hatte es anders beschlossen, durch seine Hülfe und durch die edle Aufopferung meines neuen Sohnes bin ich gerettet, bin ich Euch, Ihr Lieben, wiedergegeben."

Die unterdrückten Thränen der Gattin, der Tochter des Befreiten flossen jetzt unaufhaltsam und die ganze Familie hatte sich umschlungen und theilte die seligen Gefühle des Wiedersehens nach so großer Ge-

fahr. Albert fühlte erst in diesem Augenblicke ganz das Beseligende einer edlen That und war vielleicht der glücklichste Mensch in ganz Frankreich, denn die Thränen des Jammers einer unglücklichen Familie hatte er in Freudenthränen verwandelt und eine liebende Gattin, eine brave Tochter der Verzweiflung entrissen, sich selbst aber durch diese edle That ein lieberglühendes, ihm ganz ergebenes Weib errungen. Alle Dankesbezeugungen der glücklichen Familie lehnte er ab, den schönsten Lohn fand er in sich selbst und in dem Besitz seiner Henriette.

Nachdem die kleine Familie sich vollkommen über ihr Glück ausgesprochen hatte, nahm das Gespräch eine andere Wendung und betraf häusliche Angelegenheiten, an welchem Gespräch sich Albert ebenfalls betheiligte, da auch er jetzt ein Glied dieser Familie war. Es handelte sich nämlich um die Abreise nach der wieder erlangten Meierei, und eine schnelle Ankunft daselbst war wünschenswerth, da die Verwaltung derselben wahrscheinlich nicht die beste gewesen sein mochte; denn die die Verwaltung der Meierei besorgten, waren darauf angewiesen, so viel als möglich zu verdienen, damit sie nicht umsonst die Verpflegung des Gutes übernommen, denn die

Nation zahlte für derartige Dienste sehr wenig, da die Administration der confiscirten Güter der gefangenen und theilweise schon gemordeten Familien die Staatskasse sehr stark in Anspruch nahm und Niemand die Güter kaufen wollte, obgleich dieselben um Spottpreise verschleudert wurden.

Der Tag der Abreise nach der Provençe wurde auf den übermorgenden Tag festgesetzt, Albert und Henriette blieben natürlich in Paris zurück, da in der Hauptstadt nur für den Künstler der Platz ist, wo er durch seine Kunst sich zu halten vermag. Albert hatte seine Wohnung in der Stadt aufgegeben und behielt daher das junge Ehepaar das kleine niedliche Haus als interimistische Wohnung, da besonders Albert sich in dem Häuschen wohl befand, wo er sein Glück gefunden. Alles war vielfach besprochen und erwogen worden, aber Alles ward zum Schluß gebracht, und vier Menschen, vielleicht die glücklichsten in Frankreich, begaben nach einer langen Diskussion sich zur Ruhe, da auch sie derselben bedurften, denn die Aufregung hatte ihre Lebensgeister abgespannt, ihre Kräfte erschöpft.

Die entdeckte Verwandtschaft.

Der zur Abreise bestimmte Tag der Eltern des jungen Brautpaars war erschienen und nach herzlichem, innigem Abschiede, den besten Glückwünschen und den Segnungen ihrer Kinder reisten Herr und Madame Rénaut nach der Provençe, um wieder in den Besitz des langentbehrten Gutes zu treten. Albert hatte den Eltern seiner jungen und liebenswürdigen Gattin versprechen müssen, so bald als möglich einen Besuch in der Provençe zu machen und wenn nicht früher, doch spätestens im nächsten Sommer, welches Versprechen er auch um so eher zu lösen gedachte, da er selbst sein Vaterland noch wenig kannte, und außer der Normandie, seiner engern Heimath, nichts von Frankreich gesehen hatte.

Nachdem Albert mit seiner Gattin im alleinigen Besitz des Häuschens waren, ließ er das Innere

desselben so nett als möglich einrichten, daß dasselbe, so klein es auch war, dennoch nichts zu wünschen übrig ließ.

So vergingen Wochen und Albert war der glücklichste, der zufriedenste Mensch, denn Henriette sah ihm jeden Wunsch an den Augen ab, was ihm, dem erst so ganz Alleinstehenden, doppelt erfreute. Nur eines störte seine Zufriedenheit, Georgs, seines Pflegesohnes sieches Aussehen, trotzdem derselbe nie klagte; erst vermuthete Albert, es sei die Sehnsucht nach der Mutter bei dem Knaben, doch gewann er bald die Ueberzeugung, daß dem nicht so sei und das Uebel Georgs in körperlichen Leiden bestehen müsse, zumal der Knabe auch einen hellen, klaren Geist verrieth. Albert hatte den Knaben in seiner zerlumpten Kleidung gemalt und ihm das Bild geschenkt, zum Andenken, aber auch zur Warnung, damit er nur das Bild anzusehen brauche, um böse Gedanken zu unterdrücken, da die natürliche Folge wieder Armuth und Elend sein würde.

Um noch etwas Näheres über Georgs Herkunft zu erfahren, ließ er sich eines Tages mit dem Knaben in ein Gespräch ein.

„Kannst Du mir denn nichts Näheres über

Deine Herkunft mittheilen, nannte man Dir nicht den Namen Deines Vaters?"

„Nein! Einen Vater habe ich nicht gehabt; manchmal sagten zwar die Kinder, um mich zu kränken, ich sei der Sohn des Zigeuners, aber ich habe es nicht geglaubt, denn der Richter des Ortes, bei dem meine Mutter und ich lebten, hat mich nie lieb gehabt, und wenn er mein Vater gewesen, so hätte er mich doch wohl mitunter lieb gehabt."

„Weißt Du nicht den Namen des Richters?"

„O ja! Herr Duval hieß der Richter!"

„Und wie nannte man Deine Mutter!"

„Helene! War sie aber nicht selbst dabei, so nannte man sie stets Richter-Lene oder auch die Zigeunerin, weil sie beim Richter lebte."

Was in Alberts Innerm sich bewegte, läßt sich nicht ausdrücken, doch er verbarg seine Gefühle noch vor Georg, obgleich er jetzt die sichere Bürgschaft hatte, daß der gerettete Knabe ihm näher stand, als er geahnt hatte. Er überwand seine Gefühle und fragte den Knaben weiter, um den Grund von Georgs Siechthum zu erfahren.

„Georg, Du siehst wir lieben Dich und wollen einen guten, einen braven Menschen aus Dir er-

ziehen, darum mußt Du uns als Deine Eltern betrachten und stets aufrichtig uns Alles bekennen. Du scheinst krank zu sein, ja, Du bist sogar krank, sehr krank, weißt Du, was Dir fehlt?"

„Ach, lieber Herr Albert, ich bin krank, doch was mir fehlt, weiß ich nicht, schon lange bin ich krank, noch wie ich bei der Mutter war; einmal sagte ich's auch der Mutter, doch sie lachte mich aus und sagte mir: sie sei auch krank, das muß von selbst aufhören; doch seit jener Zeit muß ich kränker geworden sein, denn ich bin jetzt immer so müde und schläfrig, ich möchte den ganzen Tag schlafen. Auch habe ich Schmerzen, aber ich habe nichts sagen wollen, weil die Mutter mir einmal sagte: ich sollte Niemand meine Krankheit mittheilen, weil ich sonst ins Spital müßte und dort kurirten sie mich todt, während so meine Krankheit von selbst vergehen würde."

Albert ahnte den schrecklichen Zustand des Knaben und sah ein, daß hier nur schnelle Hülfe Rettung hoffen ließ; er rief seine Gattin, theilte ihr Georgs gefährlichen Zustand mit und eilte selbst nach Paris, da Georg bald nach seiner Erzählung zusammensank, noch ehe Albert das Haus verlassen hatte.

Der letzte Umstand trieb Albert zu noch größerer Eile an, bald hatte er die Stadt erreicht, hier nahm er einen Wagen und fuhr vor das Haus eines sehr tüchtigen Arztes, den er im Hause eines Grafen Decroix hatte kennen lernen. Der Arzt, ein Mann in den funfziger Jahren, empfing Albert sehr freundlich mit Worten, welche Albert ersparten, erst zu erzählen, wer er sei, da dieser sich seiner gleich beim Eintritt erinnerte: „Ach Sie sind es, mein junger Künstler, Ihre Eile scheint meine Hülfe zu beanspruchen, ich hätte lieber gesehen, Sie hätten mir eines Ihrer trefflichen Bilder gebracht.“

Albert erzählte mit kurzen Worten Georgs Geschichte und dessen bedenklichen Krankheitszustand und schloß mit den Worten: „Diese gefährliche Krankheit scheint er seiner Mutter zu verdanken, da er in der letzten Zeit ihres Beisammenseins stets bei ihr geschlafen, und denken Sie sich, Herr Doctor, sie hat den Zustand des Kindes gewußt und nichts dafür gethan.“

„Da könnte ich Ihnen ganz andere Geschichten erzählen, an dergleichen sind wir gewöhnt;“ während er einige Medicamente zu sich steckte und manches zusammenpackte, was er zu gebrauchen dachte, fuhr

er fort: „In den Hospitälern kommen Erscheinungen vor, die jeden Menschen an der Gottheit irre führen könnten, denn die Verdorbenheit der untern Schichten kann nur der Arzt ergründen. Doch diese schrecklichen Maßregeln, zu welchen diese Menschenklasse manchmal greift, scheint ihnen die Verzweiflung, die Noth zu dictiren, während wir in den höhern Klassen mitunter eben so schreckliche Verirrungen finden, welche nur raffinirte Genußsucht erfinden, viehische Leidenschaft erdenken konnte. Darüber lassen Sie uns übrigens schweigen, Sie haben wahrscheinlich wenig Erfahrungen in dieser Beziehung gesammelt und diese Unwissenheit wird Ihnen ein langes und genußreiches Leben in der Ehe verschaffen. Doch jetzt wollen wir sehen, was unser Patient macht, ich glaube, Sie haben mit schlimmern Augen gesehen, als sich die Sache verhält.“

Nach einer kurzen Fahrt gelangten Albert und der Doctor in des erstern Wohnsitz an und begaben sich sogleich zum Patienten, welchen Henriette, nachdem er sich erholt, ins Bett geschafft hatte; als die Männer eintraten, entfernte sich die junge Frau, und der Doctor untersuchte des Kranken Zustand.

Georg hatte sich schon wieder etwas erholt und

der Doctor unterhielt sich mit dem Knaben sehr freundlich, so daß dieser bald Zutrauen zum Arzt gewann und ihm stets über Alles willig Auskunft gab. Bald war der Arzt über den Zustand des Knaben im Klaren und seine gegründeten Bedenken unter der Maske gewöhnlicher Ruhe verdeckend, äußerte er mit lächelnder Miene:

Ich glaubte schon einen vergeblichen Gang gethan zu haben und die Sache steht gar nicht so schlimm; noch hat das Gift den Körper nicht ganz eingenommen und läßt sich bei gehöriger Pflege bald entfernen. In vierzehn Tagen hoffe ich Dich in Paris zu sehen, aber meinen Anordnungen mußt Du folgen, Dich nicht aufregen, denn Du scheinst aufgeweckten Temperamentes."

Nun zog der Arzt aus seiner Tasche ein Kästchen und nahm einige Schachteln heraus, worin sich Pulver befanden, verordnete, wie es dem Knaben gereicht werden müsse und versprach, einen Tag um den andern zu kommen, so lange eine aufmerksame Behandlung ihm nöthig erscheine.

Jetzt wurde das Gespräch auf gewöhnliche Dinge geleitet und von diesen, wie es in der aufgeregten Zeit nicht anders sein konnte, auf Politik; doch war

man in solchen Gesprächen sehr vorsichtig und äußerte sich nur gegen genaue Bekannte, vorzüglich, wenn es sich um die Person des Königs handelte. Doch Albert und der Doctor kannten sich beide als Anhänger des Königs, und so war Alberts Frage an den Arzt erklärlich.

„Wie steht es mit dem König?"

„Schlechter, wie mit meinem gefährlichsten Patienten."

„Wie so? Ist der König krank?"

„Wünschenswerth wäre es, aber dem ist nicht so, ich meine nur, mein gefährlichster Patient, den ich selbst aufgebe, kann davon kommen, doch Ludwig XVI. ist unrettbar verloren."

„Warum vermuthen Sie das?"

„Weil alle Vertheidiger zu schwach gegen die feindliche Parthei sind. Die Gironde ist unterlegen, die Bergparthei Sieger, da ist keine Hoffnung. — Das nächste Mal bringe ich Ihnen neue Nachrichten, doch jetzt muß ich nach der Stadt zurück, pflegen Sie mir meinen kleinen Patienten, damit er in vierzehn Tagen mich in der Stadt besuchen kann. Du willigst doch ein?" sagte der Doctor zu Georg, ihm die Hand reichend.

Georg schlug in die freundlich dargebotene Hand des Doctors und versprach zu kommen, wenn er bis dahin gesund sei.

Der Arzt entfernte sich und sagte dem begleitenden Albert: „Die Krankheit des Knaben ist nicht tödtlich, aber man muß vorsichtig sein; also genau nach meinen Verordnungen."

Albert versprach es und der Arzt setzte sich in den Wagen und fuhr nach Paris zurück.

Nun hatte Albert Gelegenheit, seine Gattin auch als sorgsame Mutter kennen zu lernen, denn jeder Wunsch des armen Georg ward von ihr mit unermüdlicher Thätigkeit erfüllt, und da der Zustand des Kranken sich verschlimmerte, so wachte sie manche Nacht an des Knaben Bette, auf den Athemzug des Kindes lauschend. Albert konnte sich nicht glücklich genug preisen, diesen Engel sein zu nennen.

Um Georg nicht aufzuregen, konnte Albert nur wenig mit ihm sprechen, doch Gewißheit zu haben über seine Entdeckung, fragte er einmal Georg:

„War Deine Mutter denn nie verheirathet?"

„Wie die Leute sagten, vor meiner Geburt."

„Und hatte sie keine Kinder weiter, als nur Dich?"

„O ja, wie sie mir selbst gesagt, noch einen Sohn, doch den hat der König mit nach Paris genommen und, wie die Mutter sagte, würde er wohl einen andern Namen angenommen haben, deswegen hat die Mutter sich gar nicht um ihn befragt."

Jetzt war kein Zweifel mehr, Albert war seiner Entdeckung gewiß, doch behielt er dieselbe noch als Geheimniß bei sich und theilte sich nicht einmal seiner Gattin mit.

Um nicht den Verlauf von der Krankheit Georgs zu erzählen, beschränken wir uns darauf, mitzutheilen, daß dieselbe nicht in vierzehn Tagen gehoben werden konnte, auch daß dieselbe nicht ohne Gefahr für Georg war. Vierzehn Tage konnten verflossen sein, als sich die Krankheit erst brach und dann war eine eben so lange Zeit nöthig, um den Patienten wieder ganz herzustellen.

Eines Vormittags kam der freundliche Arzt, welcher stets pünktlich in seinen Visiten war, als Georg gerade sich sehr unwohl fühlte; mit Aufmerksamkeit betrachtete der Arzt den Kranken und sprach dann tröstend zu ihm: „Sei gutes Muthes, mein Kind, habe nur noch zwei Tage Geduld, dann ist die

Krisis vorüber und Deine Gesundheit, Deine Kräfte werden zurückkehren."

„Bis dahin reichen meine Kräfte nicht aus, damit ich aber als ein gutes Kind sterbe, so schicken Sie mir einen Priester, der mir, wie meine Mutter mir immer gesagt hat, meine Sünden abnimmt, damit Gott mich in seinen Himmel aufnehme."

„Liebes Kind, sei ruhig, Du stirbst nicht, Deine Krankheit hat nur ihren Wendepunkt erreicht und übermorgen bist Du außer aller Gefahr. Doch um Dein aufgeregtes, kindlich frommes Gemüth zu beruhigen, will ich Dir einen Diener Gottes aus dem Orden des heiligen Bernhardts senden."

Der Arzt verließ, von Albert begleitet, den kleinen Patienten und im nächsten Zimmer fragte Albert besorgt um Georg's Zustand.

„Seien Sie außer Sorge, die Gefahr ist vorüber, Ruhe ist jetzt die Hauptsache, alles Uebrige findet sich von selbst, der aufmerksamen Pflege Ihrer Gattin und auch Ihrer väterlichen Sorge ist die Herstellung des Kranken zu verdanken, er ist außer aller Gefahr. Daß ich seinem Wunsche hinsichtlich eines Priesters nachkomme, geschieht nur,

um ihn in keine ungünstige Gemüthsbewegung zu bringen, denn Aufregung kann Alles verderben."

„Gott sei Dank! Sie glauben nicht, wie theuer mir Georg ist, doch Sie sollen später Alles erfahren. — Nun noch eine Frage: Wie steht es mit dem Königshause?"

„Gestern war Ludwig XVI. vor seinen Richtern, aber diese erste Sitzung hat sein Todesurtheil unterzeichnet."

„Sein Todesurtheil? Und in dem ersten Verhör?"

„Noch ist es nicht ausgesprochen, doch der Verlauf des Verhörs ergab für den aufmerksamen Beobachter kein anderes Resultat. Tronchet ist sein Sachwalter und der greise, biedre Malhesherbes hat sogar freiwillig das gefährliche Amt mit übernommen; doch das Bemühen der beiden Biedermänner wird den König nicht retten, denn die Bergparthei ist zu mächtig und hat den Tod der Königlichen Familie beschlossen."

„Wer sind denn des Königs Haupt-Gegner?"

„Robespierre, Danton und der nichtswürdige Marat. Auch hat unlängst Saint-Just, dieser Schwärmer für einen idealen Communismus, das Wort gegen den König geführt, und seinen Sophi-

stereien ist das Volk nicht gewachsen, mit der gewandtesten Beredtsamkeit entwickelte er seine Gründe, wie unumgänglich nothwendig die Vertilgung des Königshauses sei, und nicht viel fehlte, so wäre es ihm gelungen, das Volk dahin zu bringen, den König ohne Verhör zu morden."

„Armer Ludwig, wenn diese Deine Gegner sind, so ist Dein Untergang sicher. Wagt es denn Keiner, sich des gestürzten Königs anzunehmen?"

„Wohl erhebt mancher seine Stimme für den König, doch werden solche Anträge nicht gehörig unterstützt, selbst die Gironde, die den Fall des Königs nicht bis zum Mord treiben möchte, ist unthätig und muthlos. — Doch, während wir hier sprechen, wartet unser kleiner Patient auf den Priester, ich eile nach Paris, um einen Diener des Herrn zu schicken. Adieu!"

Der Arzt eilte nach der Stadt, Albert, welcher denselben bis zur Thür begleitet, kehrte ins Haus zurück.

Ein unerwartetes Begegnen.

Henriette saß am Bette des kranken Georg, welcher in kindlicher Einfalt über sein Leben nachdachte und die dann gemachten Bemerkungen seiner sorgenden Pflegemutter, zu welcher er großes Vertrauen hatte, mittheilte.

Obwohl er nur erst kurze Zeit hier aufgenommen worden war, so hatte das gute Beispiel doch so gewaltig auf ihn eingewirkt, daß er sich selbst für einen recht bösen und verdorbenen Buben hielt und mit aufrichtiger Reue hielt er sich selbst seine ihm nicht anzurechnenden Vergehen vor. Mit schwacher Stimme sagte er zu Henriette:

Ich habe schon viel Böses gethan, wenn mir nur der Priester alle meine Sünden abnimmt, jetzt sehe ich erst alle meine Sünden."

„Beruhige Dich, Georg, Deine Fehler werden

Dir alle vergeben, denn Du hast sie unwissend begangen; Du bereuest Deine Fehler und dem, der seine Sünden bereuet, wird Gott vergeben."

„Ach, wie häßlich sind doch meine Sünden, aber ich habe früher nie daran gedacht, erst seitdem ich bei Ihnen wohne, beunruhigen mich meine begangenen Fehler. Wäre ich stets bei Ihnen gewesen, ich hätte gewiß keine Sünden begangen, aber bei meiner Mutter wurde ich dazu gezwungen. — Was meine Mutter wohl angeben wird, ob sie denn nie an mich denkt? Ich habe schon oft an sie gedacht, wenn sie mich auch geschlagen hat."

„Du bist ein guter Knabe, Gott wird Dir alle Deine Sünden vergeben, wenn Du ihm versprichst, nie wieder zu sündigen. Wer seine Eltern liebt, den liebt Gott und thut ihm Gutes. Deswegen wird auch Gott Dich von Deiner Krankheit befreien, damit Du ein guter und braver Mensch werden kannst."

„Gott wird mir gewiß meine Sünden vergeben, denn ich habe sie nicht aus bösem Willen begangen, ich konnte ja nicht anders handeln, ich bin dazu gezwungen worden, ich bin ja sogar geschlagen worden und habe doch nicht mehr gesündigt."

Jetzt trat Albert ein und meldete den Priester

an, welcher eben aus dem Wäldchen getreten sei und auf das Häuschen zueilte. Er ging wieder hinaus, um den Priester zu empfangen, während Henriette eilig einen kleinen Tisch mit einem weißen Tuche überdeckte, ein paar Leuchter mit brennenden Kerzen darauf stellte und in die Mitte ein silbernes Crucifix legte.

Eine schwache Röthe überflog Georgs blasses Antlitz, denn noch hatte er nie eine Kirche betreten und ein leiser Schauer überlief ihn. Sein kindliches Gemüth hatte noch jene Scheu vor den heiligen Gegenständen der Kirche, welche denselben einen Nimbus verleihen, der jetzt mehr und mehr schwindet. Das Glöcklein ertönte und verkündete die Ankunft des heiligen Mannes, welcher dem Kranken die Tröstungen der Kirche, der Religion bringen sollte. Näher, immer näher drang der Ton des Glöckchens, da öffnete sich die Thür und Albert ließ einen freundlichen, ehrwürdigen Mönch eintreten, welcher von einem Küster begleitet wurde, der das Allerheiligste, in einer rothsammetenen Kapsel verwahrt, dem Mönch nachtrug.

Der Küster öffnete die Kapsel, während welcher Zeit es Albert möglich war, das Gesicht desselben zu betrachten, da derselbe beim Eintritt die Kapuze noch

über den Kopf gezogen hatte. Albert schien das Gesicht zu kennen, die gelbe Gesichtsfarbe, der stechende Blick des Küsters, es war kein Zweifel, es mußte der Richter sein; doch wie kam er in diese Kleidung, wie kam er in die Begleitung dieses würdigen Mannes?

Noch vermochte Albert nicht die Wahrheit vom Schein zu unterscheiden, als der Küster einen Blick auf den Knaben warf und in sichtbarer Verlegenheit hastig aus dem Zimmer trat. Auch Georg mußte den Küster erkannt haben, obgleich er nichts sagte; doch Albert bemerkte des Knaben lebhaften Blick, als dieser den Küster angesehen. Räthselhaft war ihm diese Erscheinung, dennoch konnte er sich nicht täuschen, denn das Gesicht des Richters war nicht zu verkennen, wer es einmal gesehen, mußte es unter Tausenden wieder herausfinden.

Der freundliche, ehrwürdige Mönch, ein hoher Siebenziger, dessen Haupt nur noch ein schwacher Kranz von weißen Haaren zierte, bereitete Alles zur heiligen Handlung vor, Albert und Henriette verließen das Zimmerchen. Der Mönch hielt die Stola, auf der ein goldenes Kreuz erglänzte, empor und hörte des Knaben Beichte an, welcher dem Mönch

mit kindlicher Unbefangenheit seine Lebensgeschichte, so weit er nämlich solche selbst kannte, mittheilte.

Als der Knabe erschöpft seine Erzählung beendet, gab der Mönch dem Knaben seinen Segen: „Dir sind Deine Sünden vergeben, sollte der Tod Dich schon so früh ereilen, so gehst Du rein in den Himmel zur ewigen Herrlichkeit. Amen!" Nochmals segnete er den Knaben und da die Erzählung desselben sein Interesse erweckt hatte, fragte er Georg: „Da Du Deinen Vater nicht kennst, ist Dir nicht vielleicht von andern Leuten mitgetheilt worden, wo Dein Vater lebt, wer er ist?"

„Man sagte mir öfter, ich sei der Sohn des Richters in meiner Heimath, welcher mich aber nie liebte; dieser Mann ist hier, der Mann in der schwarzen Kutte, der bei Ihrem Eintritt hier war, ist der Richter, ich erkannte ihn gleich beim Eintritt."

„Mein Sohn, Du irrst, der Mann steht im Dienste der heiligen Kirche und kann Dein Vater nicht sein."

„Ob er mein Vater ist, weiß ich auch nicht, aber er ist der Richter, bei dem ich und meine Mutter wohnten."

Der Mönch läutete und der Küster trat ein,

betete mit verstellter Stimme, nach welcher Ceremonie Georg aus des Priesters Hand das heilige Abendmahl empfing. Georg, zu stark angegriffen durch seine lange Erzählung, sank kraftlos auf sein Lager zurück; Henriette, welche mit Albert ebenfalls eingetreten, eilte ans Bett und unterstützte den ganz entkräfteten Georg, während dem der Mönch, von Albert begleitet, welchen beiden der Küster folgte, das Haus verließ.

Auch in des ehrwürdigen Mönchs Innern stiegen Zweifel über des Küsters Person empor, auch er hatte dessen Verlegenheit und Eile bemerkt, so daß er jetzt beinahe an des Knaben Aussage glaubte, dennoch schwieg er und wollte erst später die Sache untersuchen; doch Abert, welcher den Mönch begleitete, war die Ursache zur schnellen Enthüllung größerer Geheimnisse.

Das Geständniß.

Die drei Männer waren mitten im Wäldchen angelangt, welches auf dem Wege nach Paris lag, und der Mönch machte Miene sich zu setzen und auszuruhen; doch der Küster erinnerte den Mönch an die bald eintretende Zeit des Gebetes und trieb zur Eile an, was jedoch den ehrwürdigen Pater nicht veranlaßte, seinen Plan auszuruhen aufzugeben, auch war ihm die Eilfertigkeit des Küsters auffallend und um vielleicht der Aussage des Knaben auf den Grund zu kommen, ließ er sich trotz der gemachten Vorstellung des Küsters nieder:

„Man kann auch hier zu Gott beten, wenn man ein gutes Gewissen hat. Wir haben eben ein Gott gefälliges Werk gethan, er wird uns die Versäumniß einer vorgeschriebenen Stunde nicht zu hoch anrechnen."

Albert setzte sich an des Mönchs Seite und führte das angefangene Gespräch des Mönchs fort: „Das Gewissen des Küsters scheint nicht ganz rein zu sein, denn ich habe die Bemerkung gemacht, daß er sich scheute, den kranken Knaben anzusehen. Wenn Ihr Gewissen nicht rein ist, so ist es aber doch wenigstens noch nicht todt, denn es erwachte beim Anblick des Kranken. Kennen Sie den Knaben nicht mehr, Herr Duval?"

Der Küster hätte gern geleugnet, doch da er sogar seinen Namen von einem ihm völlig fremden Manne nennen hörte, so hielt er es für besser, aufrichtig zu sein, als durch Lügen denselben gegen sich aufzubringen.

„Allerdings kenne ich den Knaben, wenn mich nicht Aehnlichkeit täuscht."

„Und wer ist der Knabe?"

„Er ist der Sohn einer Frau, welche man gewöhnlich nur Helene nannte."

„Deren Mann Maubert hieß, Besitzer eines Gutes in demselben Orte war, dem Sie als Richter vorstanden. Ist es nicht so?"

Der Küster ward immer verlegener, so daß Albert vermuthete, hier sei noch etwas Anderes im

Spiele, und den Richter durch Fragen noch verlegener zu machen suchte.

„Dieser Maubert, der auf eine unerklärliche Art verschwand, hinterließ einen Sohn, den der König auf einer Durchreise durch jenen Ort mit sich nahm? Nicht wahr?"

„Alles verhält sich so, wie Sie sagen."

„Die Gattin jenes Maubert nahmen Sie in Ihr Haus auf und die Geburt eines Knaben war die Folge jenes verbotenen Umgangs, den Sie mit der Gattin Mauberts pflegten. Wagen Sie nicht zu leugnen. Jener Knabe, den Sie eben im Todeskampfe fanden, ist Ihr Sohn; wenn Sie auch die Kirche jetzt in Schutz genommen, so giebt es dennoch Mittel, Sie zu schrecken, Ihr Gewissen zu erwecken."

„Herr, ich kenne Sie zwar nicht, aber ich sehe und höre aus Allem, daß Sie in meine Geheimnisse eingeweiht sind; doch über meine eigene Person sind Sie im Irrthum, mein Gewissen ist wach und bevor nicht alle meine Unthaten wenigstens theilweise gesühnt sind, werde ich schwerlich Ruhe finden. Aus wahrer Reue habe ich mir mein jetziges Amt erwählt, nicht damit ich unter dem Deckmantel der

Frömmigkeit ungescheut mein lasterhaftes Leben fortführen kann. Wollen Sie uns begleiten, so will ich, um mein Gewissen zu erleichtern, Ihnen ein reumüthiges, offenes Bekenntniß aller meiner Vergehungen machen und Sie werden mich dann weniger verdammen."

Der ehrwürdige Bernhardiner-Mönch war auch auf die Mittheilung des Küsters gespannt, den er erst seit wenig Wochen kannte, da er als Hülfesuchender im Kloster aufgenommen worden war und diese Anstellung erhalten hatte.

Alle Drei lenkten ihre Schritte nach der Stadt und im Kloster des heiligen Bernhard angekommen, verfügten sich die Männer in des würdigen Paters Zelle.

Hier begann der Küster seine Erzählung: „Ich war schon lange Einwohner des Dorfes N. in der Normandie, als die Wahl der Einwohner mich zum Richter ernannte; man hatte mich weniger aus Liebe dazu erwählt, als vielmehr aus Klugheit, denn ich galt in jenem Orte für einen klugen Kopf; die Wahl wäre sogar eine gute gewesen, wenn ich meine Fähigkeiten nicht zu den schlechtesten Zwecken verwendet hätte. Bald nachdem ich Richter geworden, ver-

ehelichte sich Maubert mit jener schon erwähnten Helene, welche mit Schönheit einen ungeheuern Leichtsinn verband. Auch ich warf meine Augen auf die schöne Helene; ich ward nicht von ihr abgewiesen, aber auch nicht erhört, aber bald sollte ich Erhörung finden, da meine schlechten Grundsätze der leichtsinnigen Helene zu Statten kamen. Maubert überraschte seine Frau einst bei einem Treubruch und das Glück der Ehe war gestört. Seit dieser Zeit mußte Helene allerdings viel ausstehen, denn Maubert beging an seiner Gattin sogar Thätlichkeiten, Helenens Liebe war erkaltet und Haß trat an die Stelle der Liebe."

„Jetzt hielt ich den Zeitpunkt am geeignetsten, mir ihre Liebe zu erringen, obgleich ich mich ihrer Treue nicht versichern konnte, worauf es mir auch weniger ankam, denn ich war reiner Liebe nicht fähig, nur thierische Leidenschaft trieb mich, Helenens Neigung zu erringen. Ich frug sie mehrmals, ob es denn gar nicht möglich sei, ihre Zuneigung zu gewinnen, und erbot mich zu den größten Opfern, endlich versprach sie es mir unter der Bedingung, daß ich ihren Mann von ihr entferne. In jener Zeit der erregten Leidenschaft wäre ich vielleicht zum

gemeinen Mörder hinabgesunken, wenn mein raffinirter Geist nicht auf ein Auskunftsmittel gefallen wäre. Maubert liebte den Wein, ich besaß einen Keller mit guten Sorten, denn meine Hülfe, die ich eigentlich der Gemeinde unentgeldlich ertheilen sollte, da ich schon einen sehr schönen Gehalt bezog, brachte mir beinahe mehr ein, als dieser Betrug. Ich nahm auch Produkte als Zahlung an und so kam es, daß ich mich stets im Besitz eines gut versorgten Weinkellers befand. Maubert war zwar nicht mein Freund, dennoch besuchte er mich manchmal, weil er dachte: kann er Dir auch nicht helfen, so kann er Dir doch am Ende schaden. Bei solchen Besuchen hatte er schon mehrmals meinen Keller besucht, wenn wir einmal eine Weinprobe hielten, denn er war Kenner. Also auf einen solchen Besuch im Keller baute ich meinen Plan: neben dem gewöhnlichen Keller war noch ein kleiner Kellerraum, durch eine starke Thür abgesondert, in diesem Raume hatte ich in der Regel nichts als leere Gefäße stehen, doch jetzt schaffte ich ein kleines Fäßchen alten Wein hinein und lud Maubert, als er mich einst besuchte, zur Weinprobe ein."

„Nichts Arges denkend, folgte er mir in den

Keller, nachdem wir schon manches Fäßchen versucht, machte ich ihm auf das Fäßchen in dem abgesonderten Raume aufmerksam, er folgte mir ohne Arg hinein; als wir darin waren, kehrte ich um, da ich absichtlich alles Werkzeug zum Oeffnen vergessen hatte, dasselbe zu holen, doch als ich mich außerhalb der Thür befand, schlug ich schnell dieselbe zu und Maubert war gefangen. Anfänglich hielt er es für Scherz, doch als ich wegging und erst am andern Morgen wiederkehrte, ihm etwas Brot und Wasser reichend, kannte seine Wuth keine Gränzen, er tobte, schimpfte und schwur, mich umzubringen, doch ich war gesichert, die Thür war zu fest, um seinen vergeblichen Kraftanstrengungen zu weichen. Das ihm dargebotene Brod und Wasser nahm er nicht an, ich ließ ihn wieder allein; den andern Morgen brachte ich ihm wieder Brod und Wasser, diesmal nahm er es, bat mich, ihn frei zu lassen und versprach, nichts gegen mich zu unternehmen, doch ich ließ ihn ohne Antwort und ging wieder aus dem Keller. So hielt ich ihn mehre Monate gefangen, während Helene und ich in Wollust schwelgten."

„Ich theilte Helenen meinen Plan mit, welcher darin bestand, Maubert erst so zahm zu machen,

daß er bei seiner Freilassung nichts gegen mich unternehmen konnte, dann sollte er einen Schwur ablegen, nichts von alle dem, was mit ihm geschehen, zu verrathen und Frankreich zu verlassen oder in einem entfernten Theile Frankreichs sein Leben zuzubringen, unter keiner Bedingung aber bei meinen Lebzeiten eine Sylbe verrathen. Damit war Helene einverstanden, und da Maubert Vermögen besaß, so deponirte sie sogar eine nicht unbedeutende Summe, welche er bei seiner Abreise in Empfang nehmen sollte. Maubert wurde ziemlich neun Monate von mir in Gefangenschaft gehalten, im Orte selbst hatte sich das Gerücht verbreitet, er habe seine Gattin verlassen, welches Gerücht um so mehr Glauben fand, als beide Eheleute in letzter Zeit sehr in Unfrieden lebten. Kein Verdacht regte sich, keine Spur ließ auf Entdeckung führen, Maubert hatte seine Gattin, sein Kind verlassen; man beklagte sogar Anfangs die arme Helene."

„Als Richter hätte ich nun eine Anzeige machen müssen, damit das Gut verwaltet werden könne, doch dies lag nicht in meinem Plane, denn dieser bestand darin, das Gut an mich zu bringen, durch Helenens leichtsinnige Verschwendung wurde er eben-

falls zu Wasser; Helene nahm ohne mein Wissen bedeutende Summen auf das Grundstück auf und bald war es so verschuldet, daß ich bedeutend mehr hätte zahlen müssen, als das Grundstück werth gewesen. Endlich schien mir der Zeitpunkt geeignet, Maubert seiner Haft zu entlassen; doch ehe ich ihn aus seinem Gefängniß entließ, mußte er mir einen furchtbaren Eid schwören, gegen Niemand etwas zu äußern, erst nach meinem Tode hätte dieser Eid seine Bindekraft verloren; doch um mich auf jeden Fall zu sichern, mußte er mir auch schwören, meinen Tod weder mittelbar noch unmittelbar zu beschleunigen. Nachdem er mir diesen furchtbaren Eid geleistet, ließ ich ihn aus seiner Haft und ich gestehe es, noch heute fühle ich den furchtbaren Eindruck, den sein Erscheinen auf mich machte. Maubert, ein junger, kräftiger Mann, war zum Skelet geworden, bleich, abgezehrt, sah er einer Leiche ähnlicher, als einem lebenden Menschen, und dennoch drückte er mir die Hand, daß ich ihn wieder an's Tageslicht befördern wolle."

Albert hatte während der ganzen Erzählung in fieberhafter Aufregung da gesessen, jetzt konnte er sich nicht länger halten, in unbeschreiblicher Wuth sprang

er auf, packte den Küster, mit dem Ausruf begleitet: „Ungeheuer, Maubert ist mein Vater!“ und hätte den Küster unfehlbar erwürgt, wenn der ehrwürdige Mönch nicht alles angewendet, den wirklich lebensgefährlich Bedrohten aus den Händen Alberts zu befreien. Albert ließ endlich den Küster los, ihn mit wuthzitternder Stimme fragend: „Ungeheuer, wo ist mein Vater?“

Der Küster machte eine flehende Gebehrde, denn Abert hatte ihn so fürchterlich gepackt, daß der Küster beim besten Willen nicht sprechen konnte.

„Haben Sie Geduld, mein Sohn,“ besänftigte der ebenfalls zitternde Mönch Albert, „sobald sich der Küster erholt hat, wird er Ihnen gewiß Rede und Antwort stehen. Aber,“ fügte er ernst hinzu, „mäßigen Sie sich, bedenken Sie, an welchem Orte Sie sich befinden.“

„Ehrwürdiger Vater, Sie haben Recht, doch Sie kennen nicht mehr das Gefühl der kindlichen Liebe, Sie haben schon zu lange den Freuden der Welt, vielleicht auch den menschlichen, heiligsten Gefühlen entsagt.“

„Junger Mann, Ihre Aufregung macht Sie bitter gegen einen Greis, der das lebhafteste In-

teresse an Ihrem Schicksal nimmt und der, noch nicht abgestorben gegen menschliches Gefühl, Ihre Aufregung begreift, ihre kindliche Liebe ehrt, dennoch aber Ihnen Mäßigung in diesen Mauern anräth, weil bei einem Friedensbruch in diesen Mauern sein Einfluß Sie nicht von einer fürchterlichen Rache der strenger denkenden Ordensbrüder retten könnte."

„Ich danke Ihnen, ehrwürdiger Vater, und bitte um Ihre Verzeihung."

Der Mönch legte seine Hände auf Alberts Haupt: „Segnet die Euch fluchen!"

Albert, durch das wahrhaft christliche Benehmen des Mönches milder gestimmt, wendete sich ruhiger an den Küster: „Sagen Sie mir, Unglücklicher, wo ist mein Vater?"

Der Küster, welcher sich erholt hatte, blickte Albert prüfend in's Auge: „Sie sind Albert Maubert, der Sohn Helenens?"

„Keine Fragen, Antwort will ich," unterbrach ihn Albert ziemlich gereizt, wo ist mein Vater?"

„So wahr ich dort oben Gnade zu finden hoffe, kann ich Ihnen dennoch diese Frage nicht beantworten Aber ich hoffe, daß Gott mir als ein Zeichen seiner Gnade noch die Freude erleben läßt, den

mißhandelten Maubert knieend um Verzeihung zu flehen und gewiß wird er mir verzeihen, wenn er meine Reue sieht, wenn er sieht, daß ich Alles, Alles aufbieten werde, um ihn so viel als möglich seinen Verlust zu ersetzen; ich bedarf nichts mehr, mein Leben darf ich nur dem Höchsten weihen, damit mir Vergebung meiner Sünden wird. Damit Sie sehen, daß es mir mit meiner Reue Ernst ist, so entbinde ich hier in Gegenwart dieses ehrwürdigen Mannes Maubert seines Eides gegen mich und autorisire Sie als Sohn des Unglücklichen, in allen Zeitungen denselben aufzurufen, damit wir beide so bald als möglich Gewißheit erlangen, ob er noch lebt. Ferner bin ich erbötig, wenn Sie meinen Worten nicht glauben, eine Schenkungsacte über zehn Tausend Francs zu Gunsten Mauberts aufzusetzen; mehr kann ich nicht thun, denn mit dem, was ich gerettet, muß ich noch andere, eben so heilige Verbindlichkeiten erfüllen.

Albert war von des Küsters aufrichtiger Reue überzeugt und sein Zorn milderte sich gegen denselben, da aber dessen Bekenntnisse, noch nicht zu Ende waren, so verlangte er die Fortsetzung, auf noch manchen Aufschluß hoffend.

„Ihr unglücklicher Vater erhielt also seine Freiheit wieder,“ fuhr der Küster auf Alberts Mahnung in der Erzählung fort, „nachdem er den furchtbaren Eid geleistet; auch ward mein Verbrechen strafbarer, da ich das erste Mal eine Fälschung beging und das Vertrauen, welches man mir schenkte, mißbrauchte. Ich stellte Maubert einen falschen Paß aus, auf den Namen Lerouge lautend, unter welchem Namen er wahrscheinlich jetzt noch lebt und wodurch ihnen die Entdeckung von des Vaters Aufenthalt leichter werden dürfte. Damit durchaus kein Verrath stattfinden konnte, fuhr ich selbst mit ihm die Nacht von unserm Orte weg und begleitete ihn bis nach Paris, ließ ihn aber vor meinem Weggange noch einmal den furchtbaren Eid schwören und erlaubte ihm, acht Tage in Paris zu bleiben, um sich zu erholen; doch alle Entdeckung zu vermeiden, miethete ich ihn selbst eine Wohnung außerhalb der Stadt. Ich fuhr zurück und nie habe ich wieder etwas von Maubert gehört; seinem Eide getreu, hat er nichts verrathen.“

Jetzt war es mir leichter um's Herz, denn als ich den armen Maubert aus seinem Gefängniß treten sah, bleich und abgezehrt, da pochte mein Herz

lauter, mein schlummerndes Gewissen erwachte, aber ein Verbrechen bedingt das andere, ich betäubte meine innere warnende Stimme; Helene, Mauberts leichtsinnige Gattin, machte in ihren Armen mir mein Verbrechen vergessen.

„Wie schon erwähnt, hatte ich den Plan, das Gut Mauberts an mich zu bringen. Doch Helenens Verschwendungssucht ließ mich dies zweite große Verbrechen nicht begehen, denn bald nach Mauberts Erlösung aus meinen Händen wurden die Gläubiger, welche der leichtsinnigen und verschwenderischen Gattin Mauberts bedeutende Summen vorgestreckt hatten, ungestüm und verlangten Bezahlung. Helene war nicht im Stande, die aufgenommenen Summen zu restituiren, und so mußte ich die Insolvenz derselben bekannt machen; um aber mich selbst nicht in Gefahr zu bringen, da ich die Anzeige von Mauberts Verschwinden absichtlich verzögert hatte, um das Gut nicht gleich unter Administration zu sehen, mußte ich jetzt schon zu einer zweiten Fälschung meine Zuflucht nehmen, welche mir aber bedeutende Summen eintrug. Ich ließ nämlich die Hauptgläubiger Ihrer Mutter zu mir laden, stellte denselben vor, daß ihre Forderungen

vor Gericht nicht gültig seien, oder die Gültigkeit nur mit großen Umständen bewiesen werden könnte, machte ihnen daher den Vorschlag, den Dokumenten durch Umschreibung Richtigkeit zu verschaffen, erpreßte aber dafür eine bedeutende Summe von jedem dieser Wucherer und rettete mir dadurch meinen ehrlichen Namen und ein kleines Kapital. Die Urkunden stellte ich so aus, als sei die Schuld noch von Maubert herrührend, und das Gericht hegte keinen Zweifel, da Siegel und Unterschriften in der besten Ordnung waren."

„Nun kommt die Zeit, welche Ihnen bekannt ist, und in der auch nichts von Bedeutung vorfiel, bis der König Sie auf seiner Durchreise mit nach Paris nahm. Da Ihre Mutter ganz und gar bei mir wohnte und ich dieselbe für meine Wirthschafterin ausgab, so war die frühere Zeit bald vergessen, und Ihre Mutter kannte man nur unter dem Namen Helene, daß sie Mauberts Gattin gewesen, daran dachte Niemand mehr. Der vertrauliche Umgang, den wir beide pflegten, denn daß Helene mir mehr als Wirthschafterin war, wurde öffentlich erzählt, hatte aber zur Folge, daß Helene einige Jahre nach Ihrem Weggange nach Paris von einem Kna-

den entbunden wurde, und, so viel ich auch that, mir das Ansehen zu geben, als sei ich nicht die Ursache dieser Entbindung, so glaubte doch Niemand daran, die Vaterschaft einem andern als mir aufbürden zu müssen."

„Selbst Georg, so hieß der Knabe, wurde nie von mir als Sohn behandelt, damit ich den Leuten ihren Wahn benehmen wollte, doch Alles war umsonst, Georg hieß nur Richters Georg, oft auch wurde er sogar der Zigeunerbube genannt, welcher Schimpfname ebenfalls nur darauf hindeutete, daß er mein Sohn sei, da man mich meiner gelben Farbe wegen, wenn man meine Anwesenheit nicht vermuthen durfte, den Zigeuner nannte. Jetzt verging die Zeit bis zu meiner Absetzung ohne besondere Ereignisse, denn obschon ich der ganzen Gemeinde verhaßt war, man sogar ziemlich zuverlässige Vermuthungen einer unrechtlichen Verwaltung der mir anvertrauten Gelder hatte, wagte man dennoch nicht, mich von dieser Seite anzugreifen, da unbegreiflicher Weise für die Gemeinde bei jedem Rechnungsabschluß meine Gelder stimmten. Wahrscheinlich hätte die Gemeinde mich jetzt noch zu ihrem Richter, wenn nicht die politische Umgestaltung Frank=

reichs neben manchem Schlimmen doch auch manches Gute bewerkstelligte und meinen Sturz herbeiführte. In jener Zeit der Aufregung, als zahlreiche Horden gleich Räuberbanden das Land durchzogen, die Royalisten zu vernichten, traf auch eines Tages eine solche in unserm sonst sehr stillen Orte ein. Da es nun Niemanden gab, der im Geruch des Royalismus stand, und diese Bande doch nicht umsonst dagewesen sein wollte, so fragte man nach andern mißliebigen Personen, und ich mußte den Reigen eröffnen. Obgleich ich mich für jeden Fall gesichert hatte, so kam der Ueberfall dennoch so schnell, so unerwartet, daß ich keine Zeit hatte, etwas mitzunehmen, welcher Umstand sogar ein glücklicher zu nennen war, denn man würde mir Alles abgenommen haben, während ich so sicher sein durfte, daß man meine verborgenen Schätze nicht finden würde."

„Unter schrecklichen Mißhandlungen wurde ich aus meinem Hause geholt und eine Art Gericht über mich gehalten, welches in kurzer Zeit den Tod über mich aussprach, dem ich auch wahrscheinlich verfallen wäre, hätten nicht mehre Einwohner die Häupter dieser Bande ersucht, mich einem Untersuchungsgericht zu übergeben, da man vermuthen dürfe, daß

meine Verwaltung eine unrechtliche gewesen sei und daher eine genaue Untersuchung den Betheiligten zu ihrem Eigenthum verhelfen könne, doch sei dazu meine Aussage unumgänglich nothwendig und eine Abführung meiner Person nach Paris sei von größerer Wichtigkeit, als mein Tod, der das wahrscheinliche Chaos meiner Geschäftsführung nur undurchdringlich machen würde. Die Anführer der Bande stimmten den Ansichten der Einwohner bei und so ward beschlossen, mich einem Untersuchungsgericht zu übergeben; dabei konnte ich ebenfalls nichts gewinnen, denn eine genaue Untersuchung mußte meine vielfachen Fälschungen an's Tageslicht bringen, mein Tod war auch dort gewiß. Eine Hoffnung blieb mir, es war die einer noch möglichen Flucht, wozu mir auch bald Gelegenheit geboten wurde, da man mich auf meinem Transport nach Paris nicht band, indem man einen Fluchtversuch von meiner Seite nicht erwarten konnte, denn derselbe hätte mißlingen müssen, wenn wir nicht ein Gehölz zu passiren gehabt, wo ein ziemlich tiefer Bergstrom mir Gelegenheit bot, mein Leben den Wellen anzuvertrauen, um mich zu befreien, oder ei=

nen augenblicklichen Tod einem vorbereiteten vorzuziehen."

„Noch muß ich bemerken, daß man, ehe man mich abführte, meine Bücher und Papiere aus dem Hause geholt und einem Einwohner übergeben hatte, welcher dieselben sogleich nach Paris fahren mußte und sich in unserer Gesellschaft befand. Mein Haus wurde, nachdem es von werthvollen Papieren jeglicher Art geräumt war, ohne Weiteres den Flammen übergeben, denn die umherziehenden Banden sengten und brennten überall. Doch wieder zu meiner Flucht; wir kamen also an jene Brücke, welche ich mir auserseshen, mich zu retten oder einen augenblicklichen Tod zu finden. Die Brücke war ziemlich hoch und nur ein zum Tode Verurtheilter wie ich, konnte hoffen, sich durch einen Sprung in diese Tiefe zu retten; als guter Schwimmer durfte ich schon wagen, mich in einen angeschwollenen Waldstrom zu werfen, wenn er nur in der unmittelbaren Nähe der Brücke tief genug war, um nicht auf dem Grunde desselben zu zerschellen. Schon ehe wir die Brücke erreichten, suchte ich mir etwas Raum zu verschaffen, so daß mein Sprung von Niemand aufgehalten werden konnte. Jetzt waren

wir in der Mitte derselben, und ein gewaltiger Satz über die nicht hohe Mauer machte mich frei von jener Bande, welche mich einem sichern Tode entgegenführte."

„Der gewagte Sprung war mir gelungen, obgleich ich meine Besinnung erst im Wasser wieder erlangte, nachdem ich aus der Tiefe mich emporgearbeitet hatte. Trotz des hohen Sprunges erreichte ich den Grund nicht und konnte mir daher auch nicht Schaden zufügen, da ich ungeachtet des nicht abzumessenden Sprunges, denn dazu blieb mir keine Zeit, ziemlich senkrecht in die Fluth getaucht war. Sobald ich die Oberfläche des Wassers erreicht, arbeitete ich tapfer vorwärts und war bald den Augen der blutgierigen Menge entschwunden, welche sich um ein Opfer gebracht sah. Einige mir nachgesendete Flintenkugeln verfehlten ihr Ziel und fuhren neben mir mit fast unmerklichem Geräusch in's Wasser und verursachten nichts, als einen unbedeutenden Luftdruck. Ich mußte ziemlich weit schwimmen, da ich keinen passenden Ort am Ufer ersehen konnte, der mir ein Aussteigen erlaubte, denn der ziemlich angeschwollene Strom war auf beiden Seiten mit nicht leicht erklimmbaren Felsen eingeschlossen, und ich

durfte bei der reißenden Schnelle des Wassers mich nicht dem Ufer nähern, wenn ich nicht auch landen konnte, da ich sonst meinen Tod am nächsten hervorragenden Felsen gefunden hätte."

„Mehr als fünfhundert Schritte konnte ich geschwommen sein, als endlich sich mehrmals Stellen zeigten, welche einen Versuch zum Aussteigen wagen ließen, doch wurde ich mehrmals vom Strome mit fortgerissen, weil ich nicht fest zugreifen konnte, indem die Erde, aufgeweicht, nur locker haftete. Endlich erwischte ich einen Baumstumpf, welcher seine Wurzeln tief ins Wasser streckte, an welchem ich mich emporzog, es war auch hohe Zeit, da die vielen vergeblichen Versuche, auszusteigen, mich so ermattet hatten, daß ich wahrscheinlich nicht lange mehr ausgehalten hätte. Jetzt war ich allerdings gerettet, doch nur dem Wassertode war ich entgangen, leicht konnte mir eine andere dieser umherstreifenden Horden begegnen, wenn ich aus dem Walde trat, und ich zog es daher vor, lieber im Walde mich erst im Anzuge so weit herzustellen, daß ich es wagen konnte, mich unter Menschen zu zeigen, ohne die Aufmerksamkeit Aller auf mich zu richten."

„Ich entkleidete mich gänzlich, rang jedes Klei-

dungsstück so stark als möglich aus, damit es desto schneller trocknen könne, doch bis zum Abend wären die tuchenen Kleidungsstücke doch nicht trocken geworden, und die Nacht im Walde zuzubringen, schien mir auch nicht rathsam; ich wußte mir wirklich nicht zu helfen. Da schickte mir der Himmel Hülfe, es wehte der Wind stärker und am fernen Horizonte, dem Flusse entlang, zeigten sich Wölkchen, welche schnell herangeflogen kamen, ihnen folgten größere, dunklere, bald blies der Wind ziemlich scharf, es war ein tüchtiges Wetter zu erwarten, ich zog schnell meine durchnäßten Kleider an und suchte aus dem Walde zu kommen, was mir aber nur nach großer Mühe und Anstrengung gelang. Das Wetter brachte mich bald in meinen vorigen Zustand zurück, denn, noch ehe ich mich aus dem Walde gefunden, waren meine Kleider wieder zum Ausringen; dennoch war mir dieser Regen sehr lieb, denn ich konnte mich jetzt für einen Verirrten ausgeben und Niemand würde daran gezweifelt haben, da auch die Nacht früher einbrach und ein ziemlich undurchdringliches Dunkel mich umgab. Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden sollte, da ich weder links noch rechts einen Weg entdeckte; doch endlich

schimmerte mir ein Licht entgegen, bald mehre, und das Gebell der Hunde schlug an mein Ohr. Muthig steuerte ich auf die Lichter los und erreichte in kurzer Zeit ein mir völlig unbekanntes Dorf; gleich in einem der ersten Häuser bat ich um Auskunft und ließ mich nach der Schenke bringen, verlangte dort sogleich ein Zimmer und ein Bett, da ich beim Ausringen meiner Kleider bemerkt hatte, daß ich noch im Besitz einer ganz anständigen Summe war, welche mich aus der Verlegenheit brachte, nicht für einen Landstreicher zu gelten, denn ich konnte bezahlen."

„Am andern Morgen fragte ich, ob nicht eine Gelegenheit nach Paris vorhanden sei, und glücklicher Weise fand sich eine solche vor. Mit dem Knecht des Geschirrs wurde ich bald einig und den dritten Tag kamen wir in Paris an, doch die Mißhandlungen der rohen Bande, das unfreiwillige Bad mit einer solchen Anstrengung verknüpft, dann der Regen, die nassen Kleider stundenlang auf dem Leibe getragen und dieselben erst auf der Reise wirklich getrocknet, hatten meinen Körper dermaßen angegriffen, daß ich eine schwere Krankheit heranbrechen fühlte; um aber während der Krankheit nicht unter-

zugehen, begab ich mich in's Hospital, und da ich noch im Besitz mehrer Goldstücke war, so nahm man mich unrer dem Namen Legrande willig auf, diesen Namen habe ich auch beibehalten, um nicht durch Nennung des verpönten Duval in Gefahr zu kommen."

„Meine Ahnung hinsichtlich einer Krankheit hatte mich nicht getäuscht, meine Vorsicht war weislich zu nennen gewesen, denn schon am andern Tage stellten sich Symptome eines gefährlichen Nervenfiebers ein, welches mich oft dem Tode nahe brachte. In meiner erhitzten Phantasie kamen mir alle meine begangenen Sünden vor die Seele, am meisten quälte mich die Erscheinung Ihres Vaters, war diese verschwunden, so fiel ich jener Mörderbande in die Hände, welche mich auf das Entsetzlichste quälte und langsam zu Tode marterte. Kamen auch lichte Augenblicke und hatten mich alle jene schrecklichen Phantasien verlassen, so schwebte das Bild Ihres Vaters, wie er aus dem Kerker mir entgegentrat, mir auch wachend vor Augen, und zum ersten Male in meinem Leben glaubte ich an eine Vergeltung. Denselben fürchterlichen Eid, den Ihr Vater mir geleistet, schwur ich jetzt selbst, daß, wenn ich das Le-

ben behielt, ich es fortan nur dazu anwenden wolle, meine Sünden so viel als möglich zu verbüßen, und was in meiner Kraft stand, noch zu ändern, geschehenes Unrecht so viel als möglich zu lindern; mit einem Worte, mich zu bekehren.“

Hier unterbrach der würdige Mönch den Küster: „Jenen Schwur, den Ihr damals gethan, hat der allmächtige, ewige und gerechte Richter dort oben gehört, er hat Euch das Leben erhalten, damit Ihr Eure schweren Sünden büßen mögt; Gott ist gütig und langmüthig gegen den reuigen Sünder, doch strenger Richter dem Verstockten. Ihr habt Vermögen, wie Ihr sagt, davon schweigt in diesen Mauern, denn auch an diesem Orte herrscht die Habsucht, erstattet es denen zurück, die Ihr betrogen, entschädigt die, welche durch Euch gelitten, liefert es aus, damit Ihr nicht wieder in Versuchung fallet. Vermacht es auch nicht der Kirche oder dem Kloster, denn Gott verschmäht unreine Opfer; nur die Habgier seiner treulosen Hirten nimmt sie an. Ihr habt dem Vater dieses jungen Mannes am meisten zu erstatten, gebt das Geld in die Hände dieses Mannes, er hat das meiste Anrecht, denn Euer Sohn, wenn ihm Gott das Leben schenkt, be=

darf noch mancher Hülfe; dieser junge Mann hat denselben aufgenommen, als er hülflos und verlassen war; wer so handelt, wird das Vertrauen, welches Ihr ihm durch Ueberantwortung Eures Vermögens schenkt, nicht mißbrauchen. Und nun schwört mir noch einmal, daß Ihr von heute an jeglicher Sünde entsagen, daß Ihr nur der Sühnung Eurer Sünden leben wollt." Bei diesen Worten, welche mit erschütterndem Gefühl gesprochen, hielt der ehrwürdige Greis dem Küster ein kleines Crucifix hin, welches dieser mit den drei Fingern seiner rechten Hand berührte und mit verklärtem Gesicht und aus dem Innersten seines Herzens kommender Freude die Worte sprach: „Bei meiner Seelen Seligkeit, bei den Wunden unseres Heilands, bei den Schmerzen der Jungfrau Maria schwöre ich, nie mehr vom Pfade der Tugend zu weichen."

Da erhob sich der Mönch mit verklärtem Gesicht, hob seine zitternden Hände empor, legte sie auf das Haupt des Küsters und sprach mit wahrhaft ergreifendem, feierlichem Ton: „Du hast schwere Sünden begangen, doch Deine Sünden sind von Dir genommen, stehe auf und sündige hinfort nicht mehr."

Eine feierliche Stille war eingetreten, selbst Albert, ziemlich frei von den Vorurtheilen der Menge, fühlte das Heilige dieses Augenblicks, denn noch nie hatten die Worte eines Priesters sein Herz so ergriffen, als die Worte dieses ehrwürdigen Alten; und er wagte nicht die Stille zu brechen.

Der Mönch brach zuerst das Schweigen, sich zum Küster wendend, sagte er diesem: „Nun, bringt Eure Erzählung zu Ende, hoffentlich wird das Ende besser, als der Anfang gewesen."

„Nachdem ich fast zwei Monate mit dem Tode gerungen hatte, gab der Arzt mir zum ersten Male eine tröstliche Antwort auf meine Frage: ob ich noch lange zu leiden habe. Von Tag zu Tag besserte sich mein Zustand und im dritten Monat konnte ich schon das Bett verlassen und gegen das Ende des dritten Monats ward ich sogar aus dem Hospital entlassen. Meine Kräfte sammelten sich schneller, als ich glaubte, bald war ich im Stande, eine Reise zu unternehmen, eine Reise nach meiner Heimath, um mein Vermögen dort zu heben. Einen Kutscher hatte ich bald gefunden, der mich dorthin fuhr. Die Reise, so gefährlich sie auch für mich war, konnte ich nicht aufschieben, da ich gänzlich

von Geld entblößt, kaum noch die Zehrungskosten für mich zu dieser Reise in meinen Taschen vorfand. Daß ich natürlich nicht nach meinem ehemaligen Heimathsorte selbst fuhr, wird kaum der Erwähnung bedürfen, eine Stunde vorher ließ ich, als wir nach drei Tagen daselbst anlangten, anhalten und begab mich noch denselben Abend, mit einem Straßenpflasterer-Hammer versehen, nach dem Ort, wo mein Schatz verborgen lag. Ich erreichte den Ort, ohne von Jemand gesehen zu werden, und fing an, mit meinem Hammer die Erde aufzuwühlen, um meinen Schatz zu heben; Alles lag in tiefer Ruhe, es schien, als meide man absichtlich, in die Nähe meines ehemaligen Wohnsitzes zu kommen. Immer fester arbeitete ich darauf los, als ich endlich zu meiner Freude auf die Chatulle stieß, welche meinen Reichthum verbarg, noch ein wenig Arbeit und ich war im Besitz derselben. Als ich mir den Schweiß abwischte und die Chatulle aufnahm, um mich damit zu entfernen, vertrat mir Jemand von hinten den Weg: „„Was wird denn hier gegraben um diese Stunde? wer seid Ihr? gebt mir Antwort, guter Freund!““ In meinem Eifer hatte ich gar nicht bemerkt, daß der Nacht-

wächter des Ortes mir schon über fünf Minuten bei meiner Arbeit zugesehen, und als er im Klaren über mein Treiben war, vertrat er mir den Weg. Noch ehe ich auf seine Fragen sehr ausweichend geantwortet hatte, leuchtete er mir mit seiner unter dem Mantel verborgen gehaltenen Laterne ins Gesicht und beantwortete sich seine an mich gerichtete Frage selbst: „„Ei, ei, der Tausend, Herr Richter! haben Sie keine Ruhe, ich werde Ihnen aber welche verschaffen."" Mit diesen Worten wollte er mich packen, doch ich machte eine Seitenwendung und war ihm entschlüpft; ohne mich zu besinnen, lief ich, was ich laufen konnte, der Nachtwächter immer hinter mir her, einen furchtbaren Lärm machend; doch die Angst, hier noch einmal gefangen zu werden, gab mir schnelle Füße und bald war ich dem Nachtwächter in der Dunkelheit der Nacht entschwunden."

„Uebrigens war es auch die höchste Zeit, denn ich hörte Lärm im Dorfe, Hundegebell schlug an mein Ohr und trieb mich zu größerer Eile an, denn den Hunden wollte ich nicht in die Zähne fallen. Der Lärm wurde schwächer, bald hörte ich gar nichts mehr, meine Verfolger suchten mich auf

der Landstraße, während ich seitwärts dem Dorfe zugeeilt war, wo mein gemiethetes Geschirr stand. Als ich daselbst ankam, ließ ich sogleich anspannen und auf Umwegen gelangten wir erst den andern Mittag wieder auf die Landstraße, welche nach Paris führte. Aber weit genug von meinem ehemaligen Wohnsitz entfernt, um noch die Verfolgung der Bauern befürchten zu müssen. Als ich wieder in Paris ankam, hielt ich mit mir selbst Rath, wie ich es wohl anzufangen habe, um meinem Schwure getreu, meine Sünden zu sühnen. Allerlei Pläne fuhren mir durchs Gehirn, doch mußte ich sie stets wieder verwerfen, da bei allen meine persönliche Sicherheit gefährdet war und mein Leben mir jetzt doppelt kostbar schien. Drei Tage marterte ich mich vergebens, da kam ich auf den Gedanken, in irgend einem der Klöster von Paris einen Aufenthalt zu suchen, aber auch dies schien unausführbar, denn die Aufnahme wurde mir in den meisten aus politischen Gründen verweigert, da ich keine Papiere aufzuweisen hatte und kein Kloster die Wuth des Volkes gegen sich gerichtet wünschte. Noch machte ich einen Versuch in dem des heiligen Bernhardin, und hätte dieser ehrwürdige Pater mich nicht zum

Küster vorgeschlagen, da ein solcher im Kloster fehlte, so war ich wahrscheinlich gezwungen, mich ins Ausland zu flüchten, und wer weiß, ob ich dort nicht aus Bitterkeit gegen die Menschheit dem Laster wieder zur Beute geworden wäre."

„Ihr seht aus dem Allen," nahm der Mönch das Wort, „daß Gott ein gerechter Gott ist, denn er ließ Euch den Kelch des Leidens bis zur Hefe leeren; doch nun seid Ihr im Hafen angelangt und könnt dem Höchsten bis an Euer Ende dienen. Wollt Ihr nun aber der Verführung entgehen, denn des Menschen Herz ist schwach, so übergebt diesem braven Manne Eure größtentheils unrechtmäßigen Reichthümer, damit er, woran ich nicht zweifle, sie so verwenden kann, daß Ihr dadurch Segen ärndtet."

„Die Ueberlieferung meiner Schätze an Herrn Maubert, den Sohn meines mißhandelten, betrogenen Freundes, soll der erste Beweis sein, wie aufrichtig meine Reue, wie aufrichtig mein Wunsch zur Besserung ist; wenn Sie erlauben, ehrwürdiger Vater, so gehe ich, die Chatulle zu holen."

Der Alte nickte bewilligend mit dem Kopfe, worauf der Küster sich entfernte.

„Die Reue eines Sünders ist dem Herrn wohlgefälliger, als die Opfer zehn Gerechter. Der Mann hat schwer gesündigt, doch seine Reue kommt aus dem Herzen; Gott wird ihm ein milder Richter sein. Auch Sie sind schwer von ihm gekränkt, doch vergebt, so wird Euch auch vergeben, und der höchste Richter dort oben in den Himmelsgezelten donnert uns zu: Die Rache ist mein, ich will vergelten! Wollen Sie nun dem Gotte, der allein die Sünden der Menschen am jüngsten Gericht unpartheiisch abwägt und Lohn und Strafe nach unsern Thaten ertheilen wird, wollen Sie dem Gotte durch menschliche Rache vorgreifen? Bedenken Sie wohl, wir sind allzumal Sünder; bete daher Jeder: Herr, geh' nicht mit mir ins Gericht."

Albert, gerührt durch des Alten bittende Worte, entgegnete ihm mit zitternder, bewegter Stimme: „Heute habe ich einen wahren Nachfolger Christi kennen gelernt, heute erst ist mir die erhabene Sendung eines ächten Dieners Gottes kund geworden, Sie haben mich erst heute das wahre Christenthum, die reine, unverfälschte Religion gelehrt, und da ich mich auch zu dieser Religion bekenne, so will ich

gleich ihrem göttlichen Gründer handeln, ich will vergeben."

„Wie Ihr richtet, wird Euch Gott wieder richten."

In dem Augenblick trat der Küster mit einem nicht sehr großen, polirten Kästchen ein: „Hier bringe ich Ihnen meinen Reichthum, dies Kästchen enthält beinahe zwanzig Tausend Franks in guten, sichern Anweisungen, eine genaue Berechnung liegt mit bei. Wollen Sie meinen Willen nach meiner Angabe vollziehen, so übergeben Sie Ihrem Vater, wenn er noch am Leben, zehn Tausend Franks, meinem Sohne fünf Tausend und dessen Mutter, wenn Sie Ihnen einmal begegnen sollte, den Rest, der gegen vier Tausend Franks beträgt. Doch nun erlauben Sie mir eine Bitte. — Vergeben Sie mir, der ich Ihren Vater so fürchterlich gekränkt, der ich Ihre Mutter, anstatt sie auf den rechten Weg zu weisen, wie es mein Amt erheischte, nur tiefer in das Laster führte, der ich Sie und Ihren Bruder der Verworfenheit Preis gab, wenn nicht Gottes Güte Sie Beide so wunderbar errettete."

„Sie haben sich schwer an mir vergangen, Sie

haben meine ganze Familie dem Unglück, dem Elend, ja, was mehr ist, der Verachtung Preis gegeben, und dennoch verzeihe ich Ihnen; möge Gott Ihnen auch verzeihen."

Der greise Priester war aufgestanden und, ohne ein Wort zu sprechen, legte er segnend seine Hände auf ihre Häupter, so stand die Gruppe in ernster, feierlicher Stille.

Jetzt gedachte Albert seines kranken Bruders, seiner liebenden Gattin und der langen Zeit, die er hier zugebracht, er war daher der Erste, welcher zur Trennung mahnte: „Ehrwürdiger Vater, Sie haben gesehen, daß ein kranker Bruder meiner harrt, daher werden Sie entschuldigen, daß ich mich Ihrer theuern Gesellschaft entziehen muß, doch werde ich, wenn es Ihrem heiligen Beruf nicht entgegen ist, meine Besuche bei Ihnen wiederholen." Sich an den Küster wendend, fuhr er fort: „Ihre Angelegenheiten betreffend, werde ich nach Ihrem Willen handeln und Ihnen mit Gottes Hülfe ein günstiges Resultat bald anzeigen. Und nun leben Sie wohl."

Die dargebotene Hand des ehrwürdigen greisen Dieners des Herrn, dem wahren Apostel Jesu,

küßte Albert in tiefer Ehrfurcht, reichte dann versöhnt dem Küster die Hand, und das Kästchen, welches ihm der Küster darreichte, unter den Arm nehmend, eilte er, vom Küster bis an die Pforte begleitet, aus dem Kloster heimwärts nach seinen Lieben, welche seiner Ankunft harrend entgegensahen.

Ende des ersten Bandes.

Druck von H. A. Schmid in Querfurt.
